

2. Leistung – Widersprüche und Paradoxien

DIE ARBEITSKRAFT ALS QUELLE DER LEISTUNG

Es sieht nicht gut aus für den Leistungsbegriff. Alltagssprachlich ist ihm nichts zu entnehmen, was über die Aufforderung, sich anzustrengen hinausginge und die Diskurse, in denen er dezidierte Verwendung findet, haben merkwürdig wenig bis gar nichts über ihn zu sagen. Was an diesem Punkt feststeht, ist folgendes: Leistung ist kein sozialintegratives Prinzip, da der Zusammenhang zwischen Leistung und der Identität der in die Gesellschaft einzugliedernden Individuen vollkommen unbestimmt ist und von aktuellen Forschungen eher behauptet als bewiesen wird. Die politische Verwendung des Begriffs kommt an keiner Stelle über die Produktion inhaltsleerer Phrasen hinaus und lebt von der unausgesprochenen Unterstellung, es sei schließlich allen klar, wovon die Rede sei. Zuletzt ist Leistung im Sinne individueller Anstrengungen auch kein ökonomischer Begriff – folglich kann seine Verbreitung auch nicht auf die Ökonomisierung der Gesellschaft zurückgeführt werden.

Es drängt sich eine einfache Schlussfolgerung auf: Wenn selbst die sich dezidiert mit dem Gegenstand beschäftigenden Diskurse nicht in der Lage sind, den Begriff Leistung zu definieren, könnte dies in der Logik des Begriffs selbst begründet sein. Um diese Vermutung zu überprüfen wird im Folgenden mit einer absoluten Minimaldefinition gearbeitet. Leistung kann im Zweifelsfall auf eine exakte qualitative Definition verzichten und diese dem gesellschaftlichen Aushandlungsprozess überlassen. Keine wie auch immer geartete Leistungsdefinition kommt jedoch ohne die Möglichkeit aus, ihren Gegenstandsbereich zu quantifizieren. Erst auf dieser Grundlage werden Vergleiche möglich, können Ressourcen »leistungsgerecht« verteilt oder Arbeitskräfte zur Eile angetrieben

werden. Die Minimaldefinition von Leistung ist demnach im irreduziblen Kern jeder möglichen Leistungsquantifizierung zu suchen.

Eine in diese Richtung weisende Definition bietet Gernot Böhme, der in Analogie zur Physik vorschlägt, Leistung als Arbeit pro Zeiteinheit zu verstehen.¹ Ihm zufolge ist Leistung das Ergebnis des Zusammenwirkens von Geschwindigkeit, Zeit und Kraft. Das wirft zwei Fragen auf. Zum einen erscheint es fraglich, inwiefern ein Verhältnis zwischen Menschen unter Rückgriff auf physikalische Gesetzmäßigkeiten beschrieben werden kann. Mit Marx betrachtet handelt es sich hier um einen klassischen Fall von Verdinglichung, da sich Interaktionen zwischen Menschen zu festen Strukturen verhärten, über den Willen der Menschen erheben und ihnen erscheinen wie Naturgesetze, die ihr Denken und Handeln leiten.² Dass ein bestimmtes Verhältnis von der Physik als Leistung beschrieben wird, schließt in keiner Weise die Übertragbarkeit dieses Verhältnisses auf die Sphäre des Sozialen ein. Auch wenn die physikalische Definition von Geschwindigkeit im Verhältnis der zurückgelegten Wegstrecke zur dafür benötigten Zeit besteht, würde wahrscheinlich kaum jemand auf die Idee kommen, der heute so hochgehaltene schnelle Lebensstil bestünde darin, möglichst viel Kilometer am Tag zurückzulegen und würde am besten durch Pilotinnen, Stewards und Zugführerinnen repräsentiert. Was aus der physikalischen Herleitung von Leistung spricht, ist ein Blickwinkel auf die Welt, wie er seitens der Philosophie des Poststrukturalismus in Anlehnung an die marxsche Analyse des Fetischismus seit 40 Jahren vehement als Naturalisierung kritisiert wird. Einfach ausgedrückt bedeutet Naturalisierung die Verschiebung eines sozial bedingten Verhältnisses in den Bereich der Natur. Dieser Mechanismus ist insbesondere aus dem Bereich der Geschlechter bekannt. Frauen können angeblich nicht rückwärts einparken – nicht weil ihnen das lebenslänglich eingeredet und aus der Hand genommen wird, sondern weil ihr Hirn evolutionsbiologisch betrachtet keine präzise Orientierung im Raum erlaubt. Ein soziales Verhältnis zu naturalisieren bringt einiges mit sich: Niemand ist für die Existenz dieses Verhältnisses verantwortlich, da es sich vollkommen organisch aus natürlichen Zusammenhängen ergibt.³ Es kann zudem nicht verändert werden, wodurch es entsprechend sinnlos erscheint, über seine Umgestaltung nachzudenken. Da das Verhältnis scheinbar natürlich ist, verstoßen schließlich all jene gegen die Natur (und die Normalität), die sich gegen die Organisation des Verhältnisses wehren oder deren Handeln sich nicht dessen Gesetzmäßigkeiten beugt.

Eine zweite Frage, die sich angesichts einer der Physik entlehnten Leistungsdefinition stellt, ist die nach den Konsequenzen für die Einschätzung und Bewertung menschlichen Handelns. Zunächst einmal muss – ebenso wie in der Sozialphilosophie – gemäß der Formel Leistung ist Arbeit pro Zeiteinheit alles als Leistung definiert werden, was in das Bedeutungsspektrum der Begrifflichkeiten fällt, aus denen sich die Formel zusammensetzt. Wird Arbeit nicht nur als Lohnarbeit definiert und zudem – was nur schwerlich zu bestreiten sein dürfte – eingeräumt, menschliches Handeln vollziehe sich in der Zeit, wird der Begriff Leistung deckungsgleich mit dem Vollzug des Lebens selbst. Angesichts eines derart ausgedehnten Bedeutungsradius kann Leistung allenfalls die Möglichkeit beschreiben, das menschliche Leben unter dem Aspekt von Arbeit und Zeit zu betrachten, doch ist dies wahrlich nichts Neues, bedarf sicherlich keines zusätzlichen Begriffs und wäre nicht geeignet, die so intensiv geführte Diskussion um die Leistungsgesellschaft zu erklären.

Angesichts dieser Einwände scheint es geraten, die von Böhme vorgeschlagene Definition ebenso fallen zu lassen, wie alle anderen bisher analysierten Versuche, den Begriff Leistung auf den Punkt zu bringen. Doch bergen Begrifflichkeiten, die sich aus der Verdinglichung sozialer Verhältnisse ableiten, analytisch betrachtet einen nicht zu unterschätzenden Vorteil, zumindest wenn Klarheit bezüglich ihres ideologischen Charakters herrscht. Sie sind eine direkte Widerspiegelung der herrschenden Verhältnisse und der hegemonialen Ideologie. Sie kritisch zu analysieren bedeutet demzufolge, dem stillschweigenden Normalvollzug des verdinglichten Sozialen auf frischer Tat nachzuspüren und in seine Widersprüche vorzudringen. Aus dieser Sicht betrachtet ist die der Physik entlehnte Definition von Leistung die bislang exakteste Beschreibung dessen, was im modernen Kapitalismus unter Leistung zu verstehen ist, da sie das »mehr machen« zeitlich quantifiziert und zugleich über die Einbeziehung des Faktors Arbeit die mit Leistung verbundene Anstrengung einbezieht. Indem sie Leistung zum simplen Quotienten aus beiden Variablen erklärt, drückt sie zudem idealtypisch die mit ihr assoziierte Erfahrung aus, bei der Arbeit permanent unter Druck zu stehen. Wer länger im Büro bleibt (Zeit) hat mehr geleistet, wer sich mehr anstrengt (Arbeit) ebenso – am besten macht man beides (Arbeit und Zeit). Die Eleganz, mit der die Gleichung sich der täglichen Erfahrung anschmiegt, lässt sie äußerst überzeugend wirken. Ausgeschrieben stellt sich die physikalische Leistungsdefinition wie folgt dar:

$$P = \frac{E}{t} = \frac{W}{t}$$

P steht für Leistung, t für Zeit, E und W für Energie und Arbeit. Aus dem sozialen Blickwinkel ist diese Formel natürlich unzureichend, da sie die zu bestimmende Größe in keinerlei Kontext bettet, etwa indem ein Verhältnis zum gesellschaftlichen Nutzen oder dem Gewinn eines Unternehmens hergestellt wird. Zudem lässt sie sich nur eingeschränkt auf die Arbeit in Gesellschaften anwenden, in denen klassische Industriearbeit hinter der Dominanz von Dienstleistungen verschwindet. Doch kann sie gerade in ihrer Einfachheit als irreduzibler Kern jedes potentiellen Leistungsverständnisses betrachtet werden, da sie mit Arbeit und Zeit diejenigen Größen vereint, ohne die keine wie auch immer geartete Definition von Leistung möglich ist.

Das mit jeder Leistungsdefinition einhergehende Problem ist wesentlich tiefgreifender als bislang erörtert, da es nicht nur auf die Besonderheiten der heutigen Ökonomie oder die mangelnde Kontextualisierung der Analyse zurückgeht, sondern struktureller Natur ist. Dies wird im Folgenden anhand des Arbeitskrafttheorems von Marx nachgewiesen. Der Rückgriff auf Marx erfolgt, weil dessen Arbeitskrafttheorem ermöglicht, die Gleichung Leistung gleich Arbeit pro Zeiteinheit inhaltlich zu füllen und dadurch nach der Möglichkeit eines quantifizierbaren Leistungsverständnisses zu fragen. Die folgende Argumentation versteht sich daher nicht als marxistische Analyse des Leistungsbegriffes, vielmehr wird Marx Arbeitskrafttheorem instrumentalisiert, um das herrschende Leistungsverständnis bis zum Ende durchzuspielen.

Jeder Versuch, Leistung zu quantifizieren, sieht sich mit zwei irreduziblen Problemen konfrontiert. Zum einen besteht die Schwierigkeit qualitativ zu bestimmen, was gemessen werden soll. Dies könnte im klassischen Industriekapitalismus z.B. die Muskelkraft sein, in einer dienstleistungsbasierten Wissensgesellschaft die Intelligenz oder im Falle von im Übergang befindlichen Staaten ein wie auch immer bestimmtes Mischverhältnis aus beidem. Das Problem ist vor allem, eine Größe zu finden, deren Bestimmung dabei helfen kann, das heutige Leistungsverständnis mit Inhalt anzureichern. Muskelkraft lässt sich sicherlich messen, hat mit Leistung außerhalb des Gewichthebens jedoch nur wenig gemein. Intelligenzmessungen in Form von IQ-Tests sind stark umstritten, zudem erscheint es zweifelhaft, ob ein kausaler Zusammenhang zwi-

schen IQ und dem besteht, was in der heutigen Gesellschaft als Leistung verstanden wird.

Zum anderen muss eine Methode gefunden werden, den definierten Gegenstandsbereich zu quantifizieren. Ein mindestens ebenso gravierendes Problem wie die Frage, was gemessen werden soll, ist die Frage, wie es gemessen werden soll, unter Rückgriff auf welches Instrumentarium und vor allem, in welcher Maßeinheit. Wenn unter Leistung heute umgangssprachlich verstanden wird, sich anzustrengen oder zu arbeiten, bzw. – dies wäre den Leistungsapologeten wohl das Liebste – sich bei der Arbeit anzustrengen, müssten Begriffe und Methoden generiert werden, die den diffusen Begriff der Anstrengung einer exakten Quantifizierung zu unterziehen erlauben. Der wesentliche Unterschied zwischen dem natur- und dem sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereich liegt hinsichtlich der Problematik der Quantifizierung vor allem darin, dass Letztere nicht in der Lage sind, den von ihr beschriebenen Prozessen klar definierte Ursachen in Form wirkender Kräfte zuzuweisen, geschweige denn diese exakt zu bestimmen und zu messen.

Für Marx ist der Begriff Leistung nicht relevant, ebenso wenig wie für den überwiegenden Teil klassischer und moderner Ökonomen. Doch lässt sich das Theorem der Arbeitskraft bei Marx einerseits als Antwort auf die beiden gerade formulierten Fragen verstehen und andererseits besitzt es eine auffällige Ähnlichkeit zum heutigen Leistungsdiskurs, der vor allem auf Arbeit, Anstrengung und Zeitaufwand abhebt. Gleich an dieser Stelle gilt es, einem verbreiteten Missverständnis zu begegnen. Der Arbeiter verkauft Marx zufolge dem Kapitalisten nicht seine Arbeit, sondern seine Arbeitskraft. Dieser wesentliche Punkt hängt mit zweierlei Tatsachen zusammen. Entgegen des Eindrucks, den alltagssprachliche Aussprüche wie »meine Arbeit ist gut bezahlt« erwecken, kann man Arbeit nicht verkaufen, weil sie der Vollzug einer Tätigkeit, nicht aber deren Quelle ist. Ein einfaches Beispiel kann dies veranschaulichen. Viele Menschen sind begeistert, wenn sie jemanden sehen, der in der Lage ist, Kunststücke wie etwa Saltos zu vollführen und sind bereit, Geld für Artistikvorstellungen auszugeben. Doch kein Künstler dieser Welt kann einen Salto verkaufen, da selbiger nicht als Gegenstand existiert, wie ein Stuhl oder Tisch, sondern nur als Ausübung eines leiblichen Vermögens. Geben wir einem Artisten 10 Euro, damit er einen Salto für uns macht, kaufen wir nicht den Salto, sondern die Verfügungsgewalt über die körperlichen Fähigkeiten des Artisten.

»Unter Arbeitskraft oder Arbeitsvermögen verstehen wir den Inbegriff der physischen und geistigen Fähigkeiten, die in der Leiblichkeit, der lebendigen Persönlichkeit eines Menschen existieren und die er in Bewegung setzt, sooft er Gebrauchswerte irgendeiner Art produziert.«⁴

Die Arbeitskraft lässt sich mit Marx wie in der Physik als Energie definieren – als diejenige Energie, die zur »Realisierung eines konsumierbaren Gutes in Bewegung gesetzt wird«.⁵ Die Zeit als feststehend angenommen, entscheidet die Größe der Energie über die Größe der Leistung und umgekehrt. Die einzig offene Frage besteht nun noch darin, wie die Energie der Arbeitskraft gemessen werden kann. Das ist mit Marx betrachtet einfach zu beantworten. Die Arbeitskraft wird vom Arbeiter verkauft wie jede andere Ware auch. Der Wert einer Ware entspricht nach Marx der zu ihrer Herstellung gesellschaftlich durchschnittlichen Arbeitszeit. Lässt sich Arbeitskraft als Energie verstehen und stellt sie zudem eine Ware dar, kann sie durch die Bestimmung der zu ihrer (Re-)produktion notwendigen Arbeitszeit, die Ermittlung ihres Wertes, quantifiziert werden.

»Der Wert der Arbeitskraft, gleich dem Wert jeder anderen Ware, ist bestimmt durch die zur Produktion, also auch Reproduktion, dieses spezifischen Artikels notwendige Arbeitszeit.«⁶

Auf den ersten Blick erscheint die mit Marx vorgenommene Näherung an die Quantifizierung von Leistung von zweifelhaftem Wert, da es schwer ist, sich vorzustellen, wie eine Kraft oder Energie in Zeit ausgedrückt werden kann. Dieser Vorbehalt löst sich auf, sobald der Gedanke anhand eines Beispiels verdeutlicht wird. Nehmen wir zwei Elektrotechniker, von denen einer nach der Arbeit die Füße hochlegt und seinen wohlverdienten Feierabend genießt, während der andere die Idee des lebenslangen Lernens, statt sie als paternale Zumutung zurückzuweisen, begeistert verinnerlicht und zum abendlichen Essen am liebsten in Fachliteratur blättert, um sich auf dem Laufenden zu halten. Der erste Arbeiter ernährt sich zudem von Mikrowellenessen und treibt niemals Sport, während der andere Kochen zu seinen Lieblingsbeschäftigungen zählt, regelmäßig Joggen geht und dadurch neben einer ausgeglichenen Persönlichkeit nicht zuletzt auch eine äußerst angenehme Erscheinung besitzt. In die Produktion und Reproduktion der Arbeitskraft des ersten Arbeiters fließt wesentlich weniger Zeit, als in die des zweiten. Der springende Punkt

dabei ist, dass diese Zeit entscheidende Konsequenzen für die Größe der Arbeitskraft bzw. Leistungsfähigkeit der beiden Elektromechaniker hat. Der zweite würde in derselben Zeit wesentlich mehr schaffen, als der erste, weil er in seine »physischen und geistigen Fähigkeiten« wesentlich mehr Zeit investiert, als der erste, wodurch er über eine signifikant größere Arbeitskraft verfügt, die bei gleicher Arbeitszeit größere Leistungen hervorbringt.

Da die zur Aufrechterhaltung und Pflege der Arbeitskraft investierte Zeit nach Marx exakt bestimmt werden kann, sollte es möglich sein, durch entsprechende Weiterentwicklung seiner Gedanken nicht nur die beiden Elektromechaniker des Beispiels, sondern alle arbeitenden Menschen hinsichtlich ihrer Leistungen exakt zu vergleichen. Dies setzt natürlich Arbeiter voraus, die ausreichend motiviert sind, um ihre Arbeitskraft in den Arbeitsprozess einbringen. Doch abstrahiert von Problemen wie bremsenden Arbeitskontexten, Ressentiments im Team, ineffizienter Kommunikation und Ähnlichem scheint das gerade skizzierte Verständnis von Leistung nicht nur eine so einfache wie genaue Quantifizierung von Leistung zu erlauben – vor allem könnte es ermöglichen, Menschen hinsichtlich ihrer Leistungen einzuschätzen und entlang eines objektiven Bewertungsmaßstabes Fragen der Entlohnung und Anerkennung neu zu diskutieren, um auf diesem Weg zu einer leistungsgerechten Gesellschaft zu gelangen, in der jeder bekommt, was er verdient. Einer Tänzerin könnte aus dieser Perspektive mehr zustehen, als dem Anwalt einer renommierten Kanzlei. Ein quantifizierbarer Leistungsbegriff scheint eine Menge Sprengstoff zu besitzen, könnte an den Grundfesten der Gesellschaft wackeln, weshalb sich auch viele Linke auf den Begriff einlassen, um die Frage aufzuwerfen, wer eigentlich die wirklichen Leistungsträger der Gesellschaft sind.

In diese Richtung scheint auf den ersten Blick eine Arbeit des kritischen englischen Thinktanks »New Economic Foundation«⁷ (NEF) zu weisen. Die Studie »A Bit Rich« untersucht sechs verschiedene Professionen, von denen die ersten drei mit hoher Entlohnung und großem Prestige einhergehen und die anderen drei nur schlecht bezahlt sind oder in den Niedriglohnsektor fallen. Die Ergebnisse sind verblüffend. Werden die sozialen Folgekosten der untersuchten Berufe mit ihrer Vergütung gegengerechnet ergibt sich folgendes Bild: Für jedes Pfund seines Lohns zerstört ein Banker 7 Pfund gesellschaftlichen Reichtums, ein Werbefachmann 11,5 und ein Steuerberater 47, während eine Krankenschwester

für jedes Pfund ihres Monatsgehalts mindestens 7 erwirtschaftet, eine Putzkraft im Krankenhaus 10 und ein Müllmann 12.⁸ Für einen kurzen Augenblick scheint es, als könnte ein schlagkräftiger Angriff auf die diskursive Hegemonie den Leistungsbegriff in eine wirkmächtige Waffe der Linken verwandeln. Doch betont auch der NEF, sich statt des Leistungsbegriffs auf den des »Social Return on Investment« zu stützen.⁹ Die Studie des NEF, die Ergebnisse der kritischen Elitenforschung oder ähnliche Arbeiten zur Widerlegung der Leistungsnarration zu verwenden führt an der Sache vorbei, da das Interesse hier vor allem in der Klärung der Frage liegt, in welchem Umfang bestimmte Berufsgruppen von der Gesellschaft profitieren und was sie selbiger im Gegenzug zurückgeben. Dass Müllmänner sich hier als weit produktiver erweisen als hippe Werbefachleute ist ein klares Indiz dafür, wie obsolet die Statusordnung der etablierten Gesellschaft ist, wenn sie von einem übergeordneten Blickwinkel aus betrachtet wird, hat jedoch mit dem Begriff der Leistung nichts gemeinsam, da dieser seinen Ursprung in der Quantifizierung von Arbeit und Zeit hat. So sympathisch die Kritik der Linken am herrschenden Verständnis menschlicher Leistung sein mag, läuft sie doch ebenso ins Leere wie die konservativen und liberalen Spielarten begeisterter Affirmation.

INNERE WIDERSPRÜCHLICHKEIT DES BEGRIFFS ARBEITSKRAFT

Die Quantifizierung von Leistung steht und fällt an diesem Punkt der Analyse mit der Möglichkeit, die Größe der ihr zugrunde liegenden Arbeitskraft zu bestimmen. Mit Marx betrachtet erscheint dies eine einfache Übung und bis heute stimmen ihm die meisten Marxisten in diesem Punkt zu, indem sie nach wie vor auf die gleichen Stellen in seinem Werk verweisen und stillschweigend deren Gültigkeit voraussetzen. Doch taucht in Marx Arbeitskrafttheorem bereits Mitte des 19. Jahrhunderts ein Problem auf, das es bis heute unmöglich macht, den Wert der Arbeitskraft in stringenter Weise zu bestimmen und sich bei näherer Betrachtung nicht nur als Schwäche der in diesem Punkt vielleicht nicht mehr aktuellen Theorie erweist, sondern als logische Barriere, die jeden Diskurs über Leistung genau dort strukturell unmöglich macht, wo er versucht, sich über Feuilletonniveau zu erheben. Beginnen wir mit der bereits zitierten Passage aus »Das Kapital« und befragen sie ein wenig genauer.

»Unter Arbeitskraft oder Arbeitsvermögen verstehen wir den Inbegriff der physischen und geistigen Fähigkeiten, die in der Leiblichkeit, der lebendigen Persönlichkeit eines Menschen existieren und die er in Bewegung setzt, sooft er Gebrauchswerte irgendeiner Art produziert.«¹⁰

Hier wird auf den ersten Blick vor allem der Körper hervorgehoben, die Fähigkeit des verleblichten Menschen, Gegenstände von einem Ort zum anderen zu transportieren, abzubauen oder zu bearbeiten. Intellektuelle Fähigkeiten wie z.B. handwerkliches oder technisches Wissen zählt Marx zwar auch zur Arbeitskraft, sie bilden jedoch einen Nebenschauplatz zur Muskelkraft des Körpers. Auf den ersten Blick gibt es einen klar definierten Unterschied zwischen dem Arbeiter und seiner Arbeitskraft, so wie es auch Marx These nahelegt, der Arbeiter verkaufe dem Kapitalisten seine Arbeitskraft, nicht aber sich selbst. Das würde bedeuten, ein Bergwerksarbeiter verkauft jeden Morgen seine Fähigkeit, schwere, mit Kohle beladene Wagen herumschieben, zentnerweise Gestein aus der Wand zu schlagen und zehn Stunden in der Dunkelheit zu verbringen, ohne klaustrophobisch zu werden; nicht jedoch seine Liebe zur Musik Beethovens, seine Freundlichkeit gegenüber den Kindern der Nachbarschaft oder die Fähigkeit, auch bei fast leerem Kühlschrank noch leckeres Essen für die Familie zuzubereiten. So wie Freier von Prostituierten keine Liebe kaufen können, wäre es für Kapitalisten unmöglich, Proletarier mitsamt ihrer Eigenschaften als Privatpersonen zu erwerben. Das Verhältnis zwischen beiden würde, wie von Marx skizziert, zwar Abhängigkeit und Ausbeutung in nicht selten existenzbedrohlichem Maße bedeuten, jedoch die Persönlichkeit des Proletariers unberührt lassen – soweit sie sich unter so schlechten Ausgangsvoraussetzungen entwickeln kann. Der Arbeiter verkauft nach dieser Interpretation immer nur einen Teil (Arbeitskraft) von sich und gerade dies ermöglicht es, die Arbeitskraft als Ware mit quantifizierbarem Wert zu begreifen.

Die entscheidende Frage ist, aus was sich die Arbeitskraft zusammensetzt. Wie bereits gezeigt wurde, besteht für Marx der Wert der Arbeitskraft in der zu ihrer Herstellung gesellschaftlich durchschnittlich notwendigen Zeit, was schlicht bedeutet: Die Arbeitskraft ist soviel wert, wie die Produktion der Konsumgüter erfordert, ohne die sie nicht reproduziert werden kann, ohne an Wert zu verlieren, etwa durch Krankheit oder Unterernährung. Was in diese Rechnung eingeht, macht die Arbeitskraft aus, alles aus ihr Herausfallende zählt zu den Musen des Arbeiters, wie

etwa die Kosten für Aquarellfarben, falls er im Laufe seines Lebens eine Schwäche für das Malen entwickelt haben sollte. Und hier beginnt das Problem, hat Marx in seinen Schriften doch verschiedene Antworten auf diese Frage gegeben.

In seinen jungen Jahren war er der Ansicht, der Arbeiter würde bestenfalls einen Lohn bekommen, der ihm und seiner Familie die physische Reproduktion sichert, was, wie Marx mit Smith formuliert, zu einer »viehischen Existenz« führe, die bei ungünstiger Nachfragesituation auch den Hungertod bedeuten könne.¹¹ Ein wenig später sah er die Sache bereits nüchterner, indem er neben Lebensmitteln und Familienversorgung auch Bildung einrechnete und auf diese Weise der auch in den finstersten Zeiten des Kapitalismus bestehenden arbeitsteiligen Differenzierung des Proletariats Rechnung trug.¹² Wesentlich später bezeichnete er die körperliche Reproduktion des Arbeiters und seiner Familie nur noch als äußerste Grenze des Werts der Arbeitskraft, die sich unter normalen politischen Verhältnissen, in denen weder Kapitalisten noch organisierte Arbeiter im Klassenkampf uneingeschränkte Hegemonie erlangen können, in ein physisches und ein historisch-gesellschaftliches Moment teile.¹³

»Wenn der Eigentümer der Arbeitskraft heute gearbeitet hat, muß er denselben Prozeß morgen unter denselben Bedingungen von Kraft und Gesundheit wiederholen können. Die Summe der Lebensmittel muß also hinreichen, das arbeitende Individuum als arbeitendes Individuum in seinem normalen Lebenszustand zu erhalten. Die natürlichen Bedürfnisse selbst, wie Nahrung, Kleidung, Heizung, Wohnung usw., sind verschieden je nach den klimatischen und anderen natürlichen Eigentümlichkeiten eines Landes. Andererseits ist der Umfang sog. notwendiger Bedürfnisse, wie die Art ihrer Befriedigung, selbst ein historisches Produkt und hängt daher größtenteils von der Kulturstufe eines Landes, unter andrem auch wesentlich davon ab, unter welchen Bedingungen, und daher mit welchen Gewohnheiten und Lebensansprüchen die Klasse der freien Arbeiter sich gebildet hat. Im Gegensatz zu den andren Waren enthält also die Wertbestimmung der Arbeitskraft ein historisches und moralisches Element.«¹⁴

Was in die Arbeitskraft eingeht ist auf Grundlage dieser immerhin als Standardreferenz¹⁵ zu betrachtenden Passage nicht zu klären, sei es mit Blick auf die Arbeitskraft im Allgemeinen oder die eines bestimmten Individuums. Entscheidend ist, was sich hinter dem so unauffälligen wie vielsagendem »usw.« versteckt, was es mit den »klimatischen und ande-

ren Eigentümlichkeiten« auf sich hat und vor allem müsste das »historische und moralische Element« näher untersucht werden. Kleidung und Wohnung erscheinen selbstverständlich, die Heizung ist in wärmeren Ländern vielleicht bereits an die klimatischen Bedingungen geknüpft oder erscheint gar als moralische Frage, da es sich prinzipiell auch ohne leben lässt. Sicherlich deckt das »usw.« hier die an anderer Stelle erwähnte Bildung ab, doch schließt es auch Sport, Fernsehen und Sonntagsspaziergänge ein? Und was ist eigentlich mit der Aquarellmalerei? Fragen wie diese ließen sich endlos aneinanderreihen.

Eine einfache Antwort wäre der Verweis auf die Tatsache, dass die Höhe des Arbeitslohns eine der ältesten Streitfragen des Kapitalismus ist und sich anhand der Frage entscheidet, wer im Klassenkampf gerade die Bedingungen diktiert, oder moderner ausgedrückt, ob gerade die Gewerkschaften oder die Arbeitgeberverbände die Oberhand haben. Das Hobby Malerei hat z.B. viele Vorteile. Es wirkt beruhigend, kompensiert die Entfremdung durch den Arbeitsprozess und hält zumindest einige Menschen von einem allzu regen Alkoholkonsum ab. Es ließe sich folglich mit gutem Recht behaupten, Aquarellmalerei sei ein notwendiges Bedürfnis, das in den Wert der Arbeitskraft eingehe und dessen Kosten entsprechend vom Arbeitslohn abgedeckt werden müssten, zumindest wenn entsprechend viele Arbeiter dieses Hobby teilen.

Doch hier besteht ein Problem. Kapitalisten und Proletarier streiten weniger um den Wert der Arbeit als ihren Preis (Lohn) und zwischen beiden Begriffen besteht ein wesentlicher Unterschied. Besteht der Wert einer Ware in der zu ihrer Herstellung durchschnittlichen Arbeitszeit, so ist ihr Preis dessen Ausdruck in Geld nach Durchlaufen aller Verzerrungen, die der Markt mit sich bringt, wie etwa die Angleichung abweichender Preise verschiedener Unternehmen durch Konkurrenz oder die Dynamik von Angebot und Nachfrage.¹⁶ Um die Frage, ob Preise auf Werte zurückgeführt werden können, gab es hitzige Diskussionen, da sie Zweifel an der Gültigkeit der Werttheorie aufkommen lässt und daher geeignet scheint, die Grundfesten der marxschen Ökonomie zu erschüttern.¹⁷ Doch an dieser Stelle ist es nicht notwendig, so tief in die Diskussion einzusteigen, denn mit Blick auf die Arbeitskraft lassen sich anders als bei allen anderen Waren Wert und Preis nicht einmal zuverlässig differenzieren. Wenn der Wert der Arbeitskraft einerseits durch kulturelle Einflussfaktoren ständig modifiziert und andererseits ihr Preis durch Schwankungen des Marktes bedingt wird, ist nicht ersichtlich,

wie im Falle entsprechender Ereignisse entschieden werden kann, ob es sich um Modifikationen handelt, die den Wert oder den Preis betreffen. Würde ein fiktiver Streik der Arbeiterklasse mit dem Ziel, mehr Geld für kreative Selbstentfaltung zu erhalten, den Wert der Arbeitskraft erhöhen, insofern es sich um eine Verschiebung des kulturellen und moralischen Niveaus handelte oder wäre er lediglich eine Laune und damit kontingente Schwankung des Marktes? Und wenn eine Erhöhung der Nachfrage zu einer Erhöhung des Preises der Arbeitskraft führt, hat dies nicht zugleich eine Veränderung des Ausgabeverhaltens der Arbeiterklasse zur Folge, die sich wiederum als steigender Wert der Arbeitskraft manifestiert? Der einzige Weg, derartige Dilemmata zu umgehen, wäre die Einführung eines Kriteriums, das erlauben würde, essentielle Veränderung von akzidentiellen zu unterscheiden. Selbiges müsste sich zudem aus den Mechanismen kapitalistischer Ökonomie herleiten lassen, da es ansonsten nicht mehr wäre als die willkürliche Entscheidung des Betrachters. Fallen Wert und Preis der Arbeitskraft zusammen? Oder klaffen sie so weit auseinander, dass zwischen beiden kein sinnvoller Zusammenhang mehr herzustellen ist?

Die eingangs zitierte Definition der Arbeitskraft, als »Inbegriff der physischen und geistigen Fähigkeiten, die in der Leiblichkeit, der lebendigen Persönlichkeit eines Menschen existieren« erscheint unter diesem Blickwinkel wesentlich weniger konkret als zuvor. Prinzipiell lassen sich bei allen Veränderungen des Lohnniveaus gute Gründe finden, sie als Wertverschiebung, nicht als bloße Preisschwankung zu verstehen, ebenso wie zu jeder Zeit der Einwand berechtigt ist, moralisch gesehen müssten noch weit mehr Dinge durch den Lohn abgedeckt werden, da dies den Wert der Arbeitskraft erhöhen würde. Damit taucht die Frage auf, ob es wirklich möglich ist, zwischen dem Arbeiter und seiner Arbeitskraft zu differenzieren. Können in heutigen Beschäftigungsverhältnissen jene körperlichen und geistigen Fähigkeiten, die integraler Bestandteil der Arbeitskraft (für den jeweiligen Beruf) sind, von jenen getrennt werden, die in diesem Zusammenhang keine Relevanz besitzen und ist es überhaupt möglich, ihnen einen quantifizierbaren Wert zuzusprechen? Auch Stellenausschreibungen für Hausmeister zeichnen sich heute durch Passagen aus, die ungefähr wie die folgende klingen:

»Ihre Bereitschaft, Schichtdienst, Dienst an Wochenenden und außerhalb der üblichen Arbeitszeiten zu leisten, setzen wir voraus. Wir suchen eine/n Mitarbeiter/in mit Engagement, Eigeninitiative und Freude an der Arbeit im Team.«

Zu den geistigen und körperlichen Komponenten sind seit einiger Zeit die sozialen hinzugetreten, die berühmten »soft skills«. Selbige waren zwar in jedem Arbeitsverhältnis stets enthalten, begannen jedoch mit dem Übergang zur Dienstleistungsgesellschaft eine immer wichtigere Rolle zu spielen. Emile Zola beschreibt in seinem Roman »Germinal« das Leben einer Bergarbeiterfamilie des 19. Jahrhunderts in Frankreich, die tägliche Arbeit, die privaten Verhältnisse und all jene politischen Kämpfe, die schließlich zur Sprengung der Grube durch einen einzelgängerischen Anarchisten führen.¹⁸ Bei der Lektüre wird schnell deutlich, wie unzureichend es bereits zu Zeiten klassischer Industriearbeit gewesen wäre, lediglich über geistige und körperliche Fähigkeiten zu verfügen, die durch Bildung und leibliche Reproduktion erworben werden können. Es sind die Verhaltensweisen der Arbeiter untereinander, die vielfältigen Ausdrücke wechselseitiger Solidarität, welche ihre gemeinsame Situation unter Tage und das reibungslose Ineinandergreifen ihrer verschiedenen Tätigkeiten ermöglichen. Auch hier sind »soft skills« am Werk und bereits zu Marx Zeiten bildeten sie den wunden Punkt des Arbeitskrafttheorems, der sich heute mit voller Wucht entfaltet und den Wertbegriff hinsichtlich der Arbeitskraft ad absurdum treibt. Wenn Flexibilität, Engagement, Eigeninitiative und Freude heute essentielle Bestandteile der Ware Arbeitskraft sind, wie lassen sie sich dann hinsichtlich ihrer Produktionszeit quantifizieren? Sind sie überhaupt herstellbar? Oder sind sie Bestandteil des Charakters oder gar durch die genetische Disposition bedingt? Auf jeden Fall sind sie etwas gänzlich anderes als körperliche oder geistige Fähigkeiten, die problemlos erworben werden können, sofern die dazu notwendige Liquidität und Infrastruktur bereitsteht. Die gefragten soft skills gedeihen unter bestimmten Voraussetzungen vielleicht besser als unter anderen, es gibt jedoch nie eine Garantie für ihre Entstehung. Nun könnte zweifellos eingewandt werden, es ginge heute weniger um die eigentlichen sozialen Fähigkeiten als die Fähigkeit, so zu tun, als wären sie vorhanden, um das heute in den meisten Berufen gefragte schauspielerische Talent. Doch auch dies ist nicht mehr als soziale Kompetenz. Arbeiter und Arbeitskraft lassen sich unter diesen Umständen nicht mehr differenzieren.

Schon die Formulierung im Kapital lässt es zu, alle Eigenschaften der Person, also die Person selbst, mit jenen in der Leiblichkeit wurzelnden »physischen und geistigen Fähigkeiten« zu identifizieren, aus denen sich die Arbeitskraft zusammensetzt. In den Vorarbeiten zum Kapital, den »Grundrissen«, identifiziert Marx den Arbeiter diesem Gedankengang entsprechend mit seinem Arbeitsvermögen¹⁹ und der junge Marx behauptete gar, es seien die Arbeiter selbst, die sich »stückweis verkaufen müssen« und aus diesem Grund eine Ware darstellten, wie »jeder andere Handelsartikel« auch.²⁰

Wenn es keine Möglichkeit gibt, eine vom Arbeiter zu differenzierende Arbeitskraft zu definieren oder auch nur in schlüssiger Weise auf Eigenschaften zu verweisen, die der Arbeiter nicht verkauft, um sie stattdessen für sich zu behalten, nimmt die Theorie vom Wert und Preis der Arbeitskraft Formen an, die sich nicht länger mit dem von Marx entworfenen Schema der um Werte oszillierenden Preise versöhnen lässt. Aus Marx' Sicht war diese Veränderung so nicht abzusehen, war doch zu seiner Zeit vor allem Muskelkraft und – im Falle gehobener Positionen – vielleicht auch Bildung notwendig, während die soziale Seite des Arbeiters kaum im Fokus der Aufmerksamkeit stand, da sie hinter vielfältigen Mikropraktiken versteckt lag, die den Arbeitsalltag zwar wesentlich mitbestimmten, jedoch neben ins Auge stechenden Phänomenen wie Ausbeutung, Abstumpfung und Entfremdung dem Erkenntnisinteresse der damaligen ökonomischen Theorien entgingen. Die theoretischen Schwächen, die der marxischen Theorie der Arbeitskraft aus diesem Dilemma erwachsen, werden heute offensichtlich. Wir verkaufen nicht mehr unsere Muskelkraft, ja häufig nicht einmal unsere Bildung, sondern vor allem Kreativität, Auftreten, Persönlichkeit oder wie die Eigenschaften der Klonkrieger des Marktes im Einzelnen auch heißen mögen.

Die Frage ist nicht länger, wie sich der Wert der Arbeitskraft, sondern wie sich der Wert eines Menschen bestimmen lässt. Wie viel gesellschaftlich durchschnittliche Arbeitszeit ist notwendig, um einen bestimmten Menschentypus zu produzieren, wie viel Verschleiß erleidet dieser Mensch an einem durchschnittlichen Arbeitstag und wie groß ist der Wert der Konsumtionsgüter, die er zu dessen Kompensation benötigt? Im Kontext des Menschen als ganzer Person erscheinen diese Fragen wenig sinnvoll. Und in der Tat sieht sich jede Frage nach dem Wert des Menschen mit einem nicht auflösenden Problem konfrontiert, das sich als Problem der nicht abschließbaren Aufzählung bezeichnen ließe.

Den Wert eines Menschen zu bestimmen, erscheint auf den ersten Blick unethisch, solch unzeitgemäße Bedenken jedoch beiseite gewischt, sollte er sich auf den ersten Blick trotz allem recht leicht ermitteln lassen. Was es kostet, ein Kind großzuziehen, ist allgemein bekannt, ebenso wie die Behandlungskosten für Krankheiten, die bis zum Erwachsenwerden vielleicht aufgetreten sind, Schulbesuch, Universität und sonstige Lebenshaltungskosten. Zu jeder Reihe dieser Art lässt sich jedoch immer noch etwas hinzufügen, eine Eigenschaft oder Fähigkeit, die vielleicht randständig erscheint, trotz allem jedoch ökonomischen Wert besitzt, etwa die heute am Ende von Lebensläufen mitunter erwähnten Hobbys. Und muss nicht auch eine gesunde Ernährungsweise hinzugerechnet werden, die zu niedrigem Krankenstand und ausgeglichenem Wesen führt; die Fähigkeit, Plätzchen für die Kinder zu backen und beim Blick in ihr Lächeln das Gefühl eines sinnerfüllten Lebens zu verspüren; oder auch das Ausharren mit dem cholerischen Ehepartner, das eine wahre Schule der Diplomatie darstellt?²¹ In modernen Arbeitsverhältnissen ist alles Teil der Arbeitskraft. So wie der Mensch bei Sartre nichts als sein Körper ist,²² sind wir heute nichts als unsere Arbeitskraft und die Arbeitskraft nichts anderes als wir selbst. Was wir sind, lässt sich aber niemals erschöpfend beschreiben, immer gibt es etwas, das vergessen wurde, etwas, das noch erwähnt werden muss, wodurch es unmöglich wird, an einen Punkt zu gelangen, an dem die Reihe abgeschlossen werden könnte.

Dass es in dieser Hinsicht Probleme gibt, die jeder Berechnung definitive Grenzen ziehen, ist eine Tatsache, die auch von der bereits erwähnten Humankapitaltheorie eingeräumt wird.²³ Aus deren Sicht ist die Arbeitskraft – wenngleich von nicht zu überschätzender Relevanz – eine versteckte Dimension des ökonomischen Prozesses, die sich aus Bildung, Kultur, Familie, sozialem Kontext, angeborenen Fähigkeiten und vielen anderen Faktoren zusammensetzt und auf diese Weise zu einer hyperkomplexen Variable wird, deren rechnerische Bestimmung immer nur provisorischen Charakter hat und je nach Methode unterschiedliche Ergebnisse hervorbringt. Eine wesentliche Schwierigkeit besteht vor allem darin, den Umfang der individuellen und familiären Investitionen in das Humankapital zu bestimmen.²⁴ Natürlich können familiäre Bildungsausgaben berechnet werden, schwieriger wird es allerdings, wenn die Verdienstauffälle von Eltern einbezogen werden sollen, die wegen ihrer Kinder weniger arbeiten und unmöglich dort, wo z.B. der Wert eines

förderlichen häuslichen Umfeldes und die Kosten seiner Herstellung berechnet werden sollen.²⁵

Für Wert und Preis der Arbeitskraft ergibt sich damit ein merkwürdiges Bild. Der Wert kann ständig um eine weitere Komponente ergänzt werden und entzieht sich dadurch jeder Quantifizierung, der Preis wird zu einer willkürlichen Zuschreibung, die mehr über den kulturellen Status einer bestimmten Tätigkeit verrät, als über die ihr zugrunde liegende Arbeitskraft. Wenn zwischen Arbeiter und Arbeitskraft kein Unterschied besteht, besitzt die Arbeitskraft/der Arbeiter keinen ihm eigenen Wert, sondern lediglich einen zugewiesenen Preis.

Für die Debatte um die Leistungsgesellschaft hat dies gravierende Folgen. Wenn Leistung heißt, sich anzustrengen und dies wiederum heißt, seine Fähigkeiten zu nutzen, zugleich jedoch kein Maß existiert, welches eine Quantifizierung menschlicher Fähigkeiten, Potentiale oder Kompetenzen erlauben würde, kann Leistung nicht gemessen werden. Wenn Leistung nicht gemessen werden kann, ist es auch unmöglich, von mehr oder weniger großen Leistungen zu sprechen oder Menschen anhand ihrer Leistungen zu vergleichen. Der Begriff Leistung zerfällt unter der Analyse und zurück bleibt nichts als Leere, eine Leere, die zu verdecken die wesentliche Funktion eben jenes Leistungsbegriffs ist.

PARADOXE EFFEKTE

Der Begriff Leistung geht über die Behauptung hinaus, jeder müsse sich anstrengen und es gäbe nun einmal Menschen, die mehr machen als andere. An diese Feststellung schließt stets eine Forderung an, etwa die nach einem fairen Verteilungsprinzip, Chancengleichheit oder anderen Normen sozialer Anerkennung. Das bedeutet, Leistung ist nicht einfach ein Begriff – sie ist ein soziales Prinzip, welches das Funktionieren der heutigen Gesellschaft regelt und zwar in doppelter Weise: einerseits als zentrales Organisationsprinzip und andererseits als Mechanismus objektiver Gerechtigkeit. Damit Leistung diese doppelte Funktion erfüllt, ist es nicht notwendig, dass die Gesellschaft wirklich um sie kreist oder dass wirklich eine leistungsgerechte Entlohnung stattfindet. Die theoretische Möglichkeit ist hier vollkommen genug, die Vorstellung eines hinter den Vorhängen wirksamen Prinzips, das nur entfaltet werden müsste, um der Gesellschaft zugleich eine Basis und ein Gesetz zu verleihen. Wenn der

Leistungsbegriff konstitutiv an die Möglichkeit der Quantifizierbarkeit gekoppelt ist, sich Letztere mit Blick auf die menschliche Arbeitskraft aber als willkürlich erweist, erzeugt dies angesichts der sozialen Schlüsselfunktion des Leistungsprinzips äußerst paradoxe Effekte, von denen im Folgenden die wichtigsten untersucht werden sollen.

Wie die Erfinder der Saarbrücker Formel betonen, darf der Wert der Arbeitskraft nicht als unendlich hoch angesetzt werden. Marx würde dies ebenso unterschreiben wie seine Kollegen der bürgerlichen Ökonomie. Mit einem unendlich hohen Wert lassen sich keine sinnvollen Berechnungen anstellen und die Zurückweisung der Arithmetik wäre der Todesstoß jeder ökonomischen Theorie. Jede Form von Wirtschaftswissenschaft ist existentiell auf die Möglichkeit angewiesen, die Person als solche von der ihr innewohnenden Arbeitskraft zu trennen, um einen klar abgegrenzten und damit quantifizierbaren Gegenstandsbereich zu haben. Wie gezeigt wurde, lässt sich in heutigen Arbeitsverhältnissen zwischen beiden Faktoren keine sinnvolle Trennung vornehmen, da stets die ganze Person auf dem Spiel steht. Heidi Klum hat dies in einer Folge ihrer Casting-Show »Germanys Next Topmodel« mit großer Präzision auf den Punkt gebracht, als sie zu einer in den Augen der Jury so schönen wie talentierten Kandidatin sagte: »Das Problem ist nicht dein Aussehen, sondern deine langweilige Persönlichkeit«. Mit dem Übergang vom Verkauf der Arbeitskraft²⁶ zum Verkauf der Persönlichkeit tritt eine Veränderung ein, die nicht nur jeder möglichen Berechnung von Leistung ein Schnippchen schlägt – sie mündet auch in ein logisches Dilemma.

In der Moralpsychologie gab es zu Beginn der Achtzigerjahre eine hitzige Kontroverse. Zu dieser Zeit war Lawrence Kohlberg der einflussreichste Denker im Bereich der entwicklungspsychologisch orientierten Moraltheorie.²⁷ Er vertrat ein bis heute rezipiertes Modell, demzufolge Menschen von ihrer Geburt an verschiedene Stadien der Moralentwicklung durchlaufen, bis sie schließlich auf einer ihr Erwachsenenleben strukturierenden Stufe angelangt sind, die sie in den meisten Fällen bis zu ihrem Tod beibehalten. Der springende Punkt bei Kohlberg ist vor allem, dass er seine Stufen der Moralentwicklung (insgesamt sechs) implizit mit einer Wertung verbindet, wodurch etwa Menschen auf Stufe fünf eine höher entwickelte Auffassung von Moral zugesprochen wird als Menschen auf Stufe drei. Hierdurch rutscht ein elitärer Faktor in die Theorie hinein, da es laut Kohlberg nicht jedem Menschen möglich ist, jede Stufe der Moralhierarchie zu erreichen; ganz im Gegenteil sind den

meisten Menschen recht enge Grenzen gezogen – Kohlberg zufolge vor allem Frauen, wodurch er die schon von Freud ausgesprochene Feststellung wiederholte, Frauen seien keiner so differenzierten Auffassung von Moral fähig wie Männer.²⁸ Dass dies früher oder später zu Widerspruch führen musste, war klar, auch wenn Kohlberg das schlechtere Abschneiden von Frauen politisch korrekt als Folge des Patriachats beschrieb. Es war Carol Gilligan, eine von Kohlbergs Mitarbeiterinnen, die dessen Stufenmodell einer grundlegenden Kritik unterzog. Das schlechtere Abschneiden von Frauen war ihr zufolge nicht Zeugnis des unterentwickelten weiblichen Sinns für Moral; vielmehr war es der dem kohlbergschen Stufenmodell in aller Verschwiegenheit unterliegende männliche Gerechtigkeitsbegriff, der die vielen Frauen eigene Form von Moral unterdrückte. Während Männer sich an allgemeinen Gesetzen orientieren, so Gilligan, würden Frauen eher konkrete Personen in situationsspezifischen Kontexten zum Ausgangspunkt ihres Urteils machen.²⁹

Für die Diskussion des Leistungsbegriffs ist diese Auseinandersetzung nicht primär aus moralischen Gründen relevant, zumal es angesichts ihrer unüberschaubaren Zahl ermüdend ist, moralisch argumentierende Kritiken der Leistungsgesellschaft zu lesen. Worin sich Kohlberg und Gilligan unterscheiden, ist ihr Blick auf den Anderen. Er schaut vor allem auf – um auf Seyla Benhabib zurückzugreifen – den »verallgemeinerten Anderen«, sie bezieht sich auf den »konkreten Anderen«. Der allgemeine Andere ist eine Abstraktion, die beschreibt, was allen Individuen jenseits ihrer Besonderheit gemein ist, z.B. Rationalität, die Fähigkeit, Pro und Contra gegeneinander abzuwägen oder sich an universellen Normen statt dem individuellen Vorteil zu orientieren. Der Blick auf den konkreten Anderen hingegen lässt genau diese Gemeinsamkeiten außer Acht und betrachtet das Individuum als einzigartiges Wesen mit der ihm eigenen Geschichte, seinen Bedürfnissen, Motiven und Wünschen.³⁰ Das Problem jeder Rechtsprechung besteht darin, dem Einzelnen (konkreter Anderer) gerecht zu werden, sich dabei jedoch, um nicht in Willkür zu enden, auf Gesetzmäßigkeiten zu stützen, die sich aus dem herleiten, was allen Menschen gemeinsam ist (verallgemeinerter Anderer). Gäbe es zwischen Menschen keine Gemeinsamkeiten, könnte es kein für alle geltendes Recht geben.

Für den Leistungsbegriff lässt sich diese Problematik nicht durch ein Sowohl-als-Auch lösen (was bereits in der Moraltheorie ein schwacher Kompromiss ist). Damit Menschen hinsichtlich ihrer Leistungen

vergleichbar werden, müssen sie als verallgemeinerte Andere betrachtet werden. Der verallgemeinerte Andere der ökonomischen Theorie ist die Arbeitskraft, die z.B. mit Blick auf die Muskelkraft oder andere Faktoren verglichen werden kann. Starke Menschen können mehr leisten als Schwache und werden in einer Gruppe von Umzugshelfern wahrscheinlich entsprechend mehr Möbel tragen können. Dieses Mehr ließe sich berechnen und damit vergleichen, da es sich auf eine allen Menschen zukommende Eigenschaft bezieht.

Das Beispiel hinkt natürlich. Umzugshelfer sind keine Muskelberge, die wie eine Maschine auf ihren Auslastungsgrad befragt werden könnten. Sie müssen viele Eigenschaften mitbringen, die deutlich über physische Stärke hinausgehen, wodurch sich die These, heute fielen Arbeitskraft und Arbeiter zusammen, ebenso auf sie anwenden lässt wie auf alle anderen Berufsgruppen. Durch die mit der Entwicklung des modernen Kapitalismus zur vollen Ausprägung gelangte Tendenz, Arbeitskraft und Arbeiter in zwei deckungsgleichen Faktoren der Produktion zu verwandeln, geht der Ökonomie die Figur des abstrakten Anderen verloren. Mit Blick auf das Beispiel würde dies bedeuten: Für Umzugshelfer ist nicht nur die physische Kraft einstellungsrelevant, sondern ebenso die Frage, um wen es sich handelt, wie er auf die Kunden wirkt, ob er eine vertrauenswürdige Person ist, welche Arbeitsmoral er hat und vieles mehr. In der heutigen Ökonomie geht es längst nicht mehr um allgemeine Eigenschaften, die theoretisch vielen oder gar allen Menschen zukommen, wie z.B. Bildung oder körperliche Fertigkeiten. Vielmehr sind es unsere persönlichen Eigenschaften, die uns einen Platz in der modernen Wirtschaft sichern, der Ausdruck auf unserem Bewerbungsfoto, unsere körperliche Erscheinung, ob wir einen festen Händedruck haben. In einer Ökonomie, in der Privates und Berufliches nicht mehr zuverlässig differenziert werden können, in der das Ich die Arbeitskraft ist, in der jede Form von Persönlichkeitsentwicklung zugleich die Optimierung des eigenen Marktwertes bedeutet,³¹ zählt vor allem der konkrete Andere.

Damit erhebt sich ein folgeschweres Problem. Der verallgemeinerte Andere kann auf bestimmte Eigenschaften hin befragt werden, um herauszufinden, was er ist, z.B. Doktor der Geschichtswissenschaft mit Erfahrung in Museumspädagogik und diversen Fortbildungen. Beim konkreten Anderen ist dies nicht möglich, denn hier geht es wesentlich darum, wer er ist. Dies lässt sich jedoch nicht beschreiben, da jede Beschreibung in die Aufzählung von Eigenschaften und damit eine Be-

schreibung des Was zurückfallen würde, welche die Frage nach dem Wer verfehlt. In Liebesbeziehungen ist dieses Phänomen besonders deutlich. Jeder Versuch, zu erklären, was die geliebte Person so besonders macht, ist zum Scheitern verurteilt, weil sie bestenfalls in eine endlose Aufzählung von Vorzügen mündet, die von vielen Menschen – vielleicht gar in derselben Kombination – geteilt werden.³² Der Grund für dieses Scheitern der Sprache geht nicht auf mangelndes Ausdrucksgeschick zurück, sondern liegt in der Logik der Sache selbst. Was in der Frage nach dem Wer des konkreten Anderen aufscheint, ist dessen radikale Einzigartigkeit, seine Singularität. Etwas Singuläres lässt sich aber niemals in einem auf allgemeinen Zeichen beruhenden Medium ausdrücken und bleibt damit für immer der Sprache entzogen.

Die Analyse des Leistungsbegriffs führt über das Verschmelzen des Arbeiters mit seiner Arbeitskraft und den konkreten Anderen in letzter Konsequenz bis zur radikalen Einzigartigkeit eines jeden Menschen. Moralphilosophisch betrachtet mag die Singularität des konkreten Anderen eine interessante Kategorie sein, aus ökonomischem Blickwinkel ist sie vollkommen nutzlos, da jede Form der Ökonomie existentiell auf die Möglichkeit des Berechnens und Vergleichens angewiesen ist. Einzigartigkeit ist eine anti-ökonomische Kategorie, da sich ihr keinerlei Beschreibung abgewinnen lässt, wodurch sie immer mysteriös bleibt, wie unser Erstaunen, wenn wir dem Anderen in die Augen blicken und aller emotionalen Gewissheit zum Trotz doch nicht zu sagen wüssten, was wir eigentlich an ihm so lieben. Singularität lässt sich nicht berechnen, denn sie kennt kein Maß und sie lässt sich nicht vergleichen, da es nichts gibt, was ihr ähnlich wäre. Aus dieser Sicht erweist sich Leistung nicht nur als unmöglich zu berechnen. Weit radikaler erweist sie sich logisch gesehen als Kategorie, über die nichts gesagt werden kann und über die man – mit Wittgenstein gesprochen – von daher lieber schweigen sollte.

Nun ist die heutige Zeit an Dummheit alles andere als arm. Wenn Leistung nicht berechnet werden kann, sie sich logisch betrachtet gar in der Singularität des konkreten Anderen auflöst, um jeden Vergleich, jede Beschreibung oder Berechnung, strukturell unmöglich zu machen, trotz allem jedoch ein solch lautes Geschrei um sie erhoben wird, fragt sich, was eigentlich zur Verhandlung steht. Dem heute etablierten Diskurs zufolge wird Leistung vom Individuum hervorgebracht und entspringt dessen Arbeitskraft. Wenn diese jedoch mit dem Individuum zusammenfällt, verschiebt sich die Quelle der Leistung von der Arbeitskraft

als Teil des Individuums auf den Menschen als Person. Auf den ersten Blick scheint dies kein Problem mit sich zu bringen, ist doch immer noch eine klar definierbare Quelle von Leistung auszumachen. Doch es entstehen schnell erst zu nehmende Fragen, sobald es gilt, eine genauere Eingrenzung der Persönlichkeit vorzunehmen, die heute zum Ursprung jeder möglichen Leistung avanciert ist. Muskelkraft lässt sich beschreiben, ebenso Bildung, was gibt es jedoch über den Menschen zu sagen, nachdem alles an ihm zum Produktionsfaktor geworden ist? Es kommen so viele Faktoren zusammen, es lassen sich zu jeder Ausführung noch so viele hinzufügen, dass es nicht möglich ist, Leistung länger eine Quelle zuzuordnen, es sei denn die Unbestimmtheit und den Mythos der *Conditio Humana* selbst. Wird der Mensch – und nicht eine seiner Eigenschaften – zur Quelle von Leistung, verliert jede leistungsbezogene Aussage ihren deskriptiven Gehalt, weil sie zwingender Weise einen beliebigen Bereich aus dem Gesamtpphänomen Mensch herauschneiden muss, um ihn zum angeblichen Ausgangspunkt einer Leistung zu machen, die sie anschließend weder definieren geschweige denn quantifizieren kann.

Heute weit verbreitete Aussprüche wie z.B. »Person XY ist sehr leistungsbereit« oder »YX hat ein großes Leistungspotential« verändern sich aus diesem Blickwinkel wesentlich, da sie ihre Möglichkeitsbedingung verlieren. Selbige liegt im Bezug auf eine wie auch immer geartete Substanz, einen Aspekt des Menschen, der als Reservoir verstanden werden kann, das mehr oder weniger ausgeschöpft oder mit großer oder geringer Bereitschaft angezapft wird. Wenn jedoch nicht geklärt werden kann, worauf Aussagen wie die gerade genannten eigentlich Bezug nehmen, können sie nicht überprüft und damit auch nicht falsifiziert werden. Jede mögliche Aussage über Leistung ist damit nicht nur in strengem Sinne unwissenschaftlich,³³ obendrein – und dies ist wesentlich wichtiger – verwandelt sie sich in eine willkürliche Zuschreibung, deren Durchschlagskraft gerade auf ihrem perfiden Charakter beruht, durch rationale Argumente weder bestätigt noch zurückgewiesen werden zu können, dabei jedoch Objektivität und Neutralität für sich in Anspruch zu nehmen.

Ob eine solche Aussage gelingt, ist im Wesentlichen von zwei Faktoren abhängig – wie effizient sie ihren Willkürcharakter kaschiert und welche Machtwirkung sie durch das Kreieren eines möglichst breiten Konsens erzeugt. Leistung kann nicht durch Beobachtung diagnostiziert werden. Vielmehr entpuppt sie sich als Prozess der Attribution, innerhalb dessen Menschen den Handlungen Anderer das Etikett wertvoll oder

wertlos zuweisen, um deren sozialen Status und Selbstverhältnis zu definieren. Wenn es weder eine definierbare Quelle von Leistung noch die Möglichkeit gibt, sie qualitativ oder quantitativ zu bestimmen, verwandelt sich jede diesbezügliche Äußerung in einen performativen Sprechakt, der unter geeigneten Bedingungen genau das hervorbringt, was er zu benennen vorgibt. So wie Paare früher in demjenigen Moment verheiratet waren, in dem der Pfarrer sie für »Mann und Frau« erklärte, werden heute Menschen zu Leistungsträgern, sobald sie von entsprechend befugten Anderen dazu erklärt werden oder es einen allgemein verbindlichen Diskurs gibt, auf den sich die jeweilige Zuschreibung bezieht.³⁴ An dieser Stelle besteht die Versuchung, in Lamentieren auszubrechen und lauthals zu beklagen, wie schlimm es um die heutige Zeit bestellt ist, wenn die Bemühungen anderer Menschen so willkürlich beurteilt werden. Doch würde dies einerseits an der wirklichen Dimension des Problems vorbeiziele und andererseits – wie später zu sehen sein wird – Ausdruck einer falschen Fragestellung sein.

Das Etikett Leistung scheint aus der soeben geschilderten Perspektive menschliches Handeln zu bewerten, indem es selbiges an einer zwar kontingenten, jedoch durch Machtbeziehungen abgesicherten Wertskala misst. Für viele wertvolle Tätigkeiten hätte dies zwar den Nachteil, ihren Zweck abgesprochen zu bekommen, für die Handelnden selbst jedoch den Vorteil, zu diesem Bewertungsprozess persönliche Distanz wahren zu können, wodurch ihnen allen Härten zum Trotz eine Schutzzone verbliebe, innerhalb derer sie ihre Identität und Integrität bewahren könnten. Wenn Arbeitskraft und Arbeiter jedoch zu deckungsgleichen Begriffen werden, wird nicht länger das Handeln einer Person beurteilt. Vielmehr ist jedes Handeln Ausdruck ihres Arbeitsvermögens und dieses unmittelbarer Ausdruck ihrer selbst, so dass jedes Urteil über die Leistung einer Person, ihre Leistungsfähigkeit oder -bereitschaft sich in ein Urteil über die Person selbst verwandelt. Zur Diskussion steht nicht der Wert von Handlungen, sondern der Wert von Menschen. Wer hat heute einen Platz in der Gesellschaft und wer hat keinen, wessen Person ist gefragt und wer ist überflüssig?

Die verbreiteten Kritiken der Leistungsgesellschaft sind von dem Hinweis durchzogen, heute seien die Menschen permanent unsicher, ob sie gut genug seien, ob es nicht vielleicht doch ratsam wäre, noch ein bisschen länger im Büro zu bleiben oder sich das Wochenende mit Fortbildungen um die Ohren zu schlagen, um an ihrer Marktposition zu

arbeiten. Die Anderen schlafen nicht, die Konkurrenz ist groß und der moderne Mensch wird von der Zumutung zerrüttet, immer in Bewegung bleiben zu müssen, da schon kurzes Verschnaufen dazu führen kann, die Anderen an sich vorbeiziehen zu sehen. Diese Form der Kritik lässt den Mythos der Leistungsgesellschaft intakt, statt ihn zu kritisieren, stellt sie doch jenen, die früher kommen und länger bleiben, eine Belohnung in Aussicht und erkennt ihnen damit zu, was sie durch vorauseilenden Gehorsam zu erringen versuchen. Der Zwang, mal wieder länger zu arbeiten, hat durchaus etwas Beruhigendes an sich. Die Entscheidung, Überstunden zu schieben, ob zähneknirschend in Kauf genommen oder als Herausforderung begrüßt, setzt das Wissen voraus, was Leistung ist und wie sie maximiert werden kann. Verliert der Begriff hingegen Bedeutung und Ursprung ist die Unsicherheit wesentlich existentieller. In einer Leistungsgesellschaft, die außerstande ist, ihren Gegenstand zu bestimmen, ist jeder Mensch das Objekt machtbasierter Zuschreibungen, die aus ihm ebenso gut einen Leistungsträger wie einen Überflüssigen machen können, der am Rande der Gesellschaft lebt. Die Mechanismen dieser Etikettierung mögen sich an einer Norm orientieren und dadurch bis zu einem gewissen Grad berechenbar sein. Die Norm unterliegt jedoch historischen, politischen und kulturellen Verschiebungen, was sie zu einem sehr unzuverlässigen Garanten von Identitätsentwürfen macht. Entscheidend ist ihre Eigenschaft, Macht nicht aus klar definierten Verhaltensvorschriften oder Idealen zu generieren, sondern ganz im Gegenteil aus konstitutiver Unbestimmtheit. Sie ist ein »imaginärer Punkt«, der die Grenze niemals abschließend festzieht, um sie offen für Verschiebungen zu halten, wodurch die Fleißigen und die Faulen, die Normalen und die Anormalen, die Guten und die Schlechten immer nur provisorisch voneinander getrennt sind und jederzeit Gefahr laufen, sich auf der anderen Seite wieder zu finden.

Die heute von vielen Menschen verspürte Unsicherheit hat damit nicht primär die Sorge zum Gegenstand, weniger zu schaffen als die Konkurrenz, sondern ist Resultat der Erfahrung radikaler Kontingenz, insofern heute jeder davon bedroht ist, sich vielleicht schon morgen auf der Seite der Verlierer wiederzufinden – nicht aufgrund von Faulheit oder Erschöpfung, sondern der schlichten Tatsache, von einer undurchschaubaren Norm auf der Basis ebenso undurchschaubarer Kriterien plötzlich vollkommen anders beurteilt zu werden als zuvor. Gegenüber dieser Kontingenz und Willkür und der schutzlosen Ausgesetztheit der Menschen

ihnen gegenüber, ist jedes Jammern darüber, es könne heute wieder einmal später werden, noch eine Flucht in Optimismus.

Der Grund für diese Situation liegt darin, dass die heutige Ordnung der Dinge auf einem Widerspruch der menschlichen Existenz aufbaut und diesen in unerträglichem Maße zuspitzt. Der konkrete und verallgemeinerte Andere sind nicht nur abstrakte Kategorien der Moralphilosophie, sie prägen vielmehr unser tägliches Leben, wobei ihr Zusammenspiel häufig unlösbare Widersprüche hervorbringt. Jeder Mensch sieht sich als einzigartiges Individuum und möchte von anderen als solches anerkannt werden, ist jedoch darauf angewiesen, sich zu diesem Zweck in die gesellschaftliche und rechtliche Ordnung einzugliedern, da er ohne sie auf keinerlei Schutz seiner Existenz rechnen könnte. Um sich in die Gesellschaft zu integrieren und potentieller Adressat von Anerkennung durch Andere zu werden, ist jeder Mensch gezwungen, zu einem Menschen wie alle anderen zu werden, mit ähnlichen Eigenschaften, einer verständlichen Sprache und gemeinsamen Normen. Was auf diese Weise entsteht, ist ein Paradoxon. Individualismus beruht auf der Konformität mit Anderen.

Diese Denkfigur taucht auch in der französischen Psychoanalyse auf, wird dort jedoch um einen wesentlichen Punkt erweitert. Jacques Lacan zufolge kann das Subjekt nur durch seine Einschreibung in die symbolische Ordnung der Sprache eine stabile Repräsentation erlangen, um sich auf diese Weise von seinem bis dahin lediglich imaginären Charakter zu befreien. Diese Integration beginnt, wenn das Individuum einen Namen bekommt und setzt sich fort durch die sprachliche Artikulation des Subjekts, das sich schließlich in den Diskursen bewegt, um auf diese Weise den existierenden Normen entsprechend an der Konstruktion der sozialen Wirklichkeit teilzuhaben. An dieser Stelle macht sich jedoch ein für das Subjekt folgenschweres Problem bemerkbar. Die symbolische Ordnung der Sprache, die ihm zu einem stabilen Dasein verhilft, ist nicht in der Lage, seine Singularität auszudrücken, weil sie auf allgemeinverständlichen Zeichen beruht. Das Subjekt leidet dadurch an einem irreparablen Mangel an Sein, wodurch seine »wahre« Identität immer verfehlt wird. Dieser Mangel ist der Ursprungsort des Begehrens, das danach strebt, das verlorene Sein zurück zu gewinnen, um in einem nicht länger von sich selbst getrennten, geschlossenen Subjekt aufzugehen. Das Begehren äußert sich bei Lacan als Identifikation und da es sich immer an einem konkreten Ort zu einer bestimmten Zeit artikuliert, vor allem

als Identifikation mit den kulturell zur Verfügung stehenden diskursiven Konstruktionen. Da diese ebenso wenig den Ausdruck von Singularität erlauben, wie die Ordnung der Sprache, ist die Identifikation unabhängig vom Objekt ihres Begehrens zum Scheitern verurteilt und mündet in einen endlosen Kreislauf von Enttäuschung und erneuter Identifikation.³⁵

Da der Mangel im Subjekt nicht behoben werden kann und sich das daraus entstehende Begehren als Identifikation äußert, ist der Mensch ein äußerst verwundbares Wesen. Wenn er sich identifizieren muss, immer getrieben vom Streben nach Schließung seines existentiellen Mangels an Sein, so ist er anfällig für jedes Identitätsangebot, welches die Gesellschaft in der Hinterhand hält und wird sich im Zweifelsfall lieber mit Dingen identifizieren, die ihm Schmerzen bereiten, als über kein Objekt der Identifikation zu verfügen und das Loch im Sein unmittelbar zu erfahren.

Je nach Gesellschaft kann dies ein größeres oder kleineres Problem sein. Seiner Einzigartigkeit durch die zur öffentlichen Existenz notwendige Repräsentanz des Selbst in allgemeinen Symbolen verlustig zu gehen, ist nicht zwingender Weise eine schmerzhaft Erfahrung, zumal das Begehren uns antreibt, was trotz aller Widrigkeiten dem Stillstand vorzuziehen ist, der auf seine abschließende Befriedigung folgen würde. In einer auf klassischer Industriearbeit beruhenden Gesellschaft gehen wir morgens aus dem Haus, tragen Dinge von A nach B oder verrichten handwerkliche Arbeiten (wobei unsere Persönlichkeit weitgehend aus dem Spiel bleibt) und kehren abends nach Hause zurück, um den Abend vielleicht mit unseren Liebsten oder Freunden zu verbringen. Oder mit Adriana Cavarero ausgedrückt: Zur Arbeit geht das Was (Eigenschaften), nicht das Wer (Einzigartigkeit) der Person.³⁶ Unsere Einzigartigkeit kann im Kreis von Familien und Freunden durchaus erfahren werden, wo das »Was angesichts des Wer seine Ohnmacht erfährt.«³⁷ Die Singularität der Person verlangt in einer derartigen Gesellschaft nur selten nach Ausdruck, wodurch das durchs Zentrum des Subjekts verlaufende Dilemma von Einzigartigkeit und Allgemeinheit nur selten erfahren direkt wird und – falls es denn zu diesen seltenen Gelegenheiten überhaupt als unangenehm erfahren wird – der Verdrängung anheim fällt.

Mit dem Übergang zur Dienstleistungsgesellschaft, dem Verschmelzen von Individuum und Arbeitskraft und der einhergehenden Leistungs-ideologie tritt eine grundlegende Veränderung ein. Wie bereits dargelegt, gehen heutige Arbeitsverhältnisse mit der Erfahrung radikaler Kontin-

genz und Willkür einher, insofern sich die Einschätzung dessen, was Leistung bedeutet, jederzeit verändern und dadurch eine massive Entwertung der eigenen Tätigkeit eintreten kann. Wenn dieser Zustand auf der semantischen Leere des Leistungsbegriffs beruht, besteht keinerlei Möglichkeit der Berufung auf ein rationales Kriterium, um der Beschuldigung, »es einfach nicht mehr zu bringen«, sinnvoll entgegen treten zu können. Die einzige Möglichkeit, nicht plötzlich ohne Arbeit dazustehen, liegt in dieser Situation darin, ständig auf den Wert der eigenen Person hinzuweisen, bzw. die Singularität des Ichs im Produktionsprozess ununterbrochen herauszustellen. Wo der Arbeiter auf seine besondere Muskelkraft hinweisen konnte, die ihn als Individuum nicht weiter betraf, sind wir heute gezwungen, den Wert unserer selbst herauszustellen, die Gesamtheit unserer Person, dessen jede Nuance ein potentieller Produktionsfaktor ist.

Die von Lacan so eindrücklich dargestellte Paradoxie des Subjekts gewinnt in diesem Zusammenhang einen gänzlich neuen Stellenwert. Sie wird von einem im realen Leben zumeist nicht relevanten strukturellen Problem zu einer existentiellen Erfahrung des Alltags. Auf den Wert seiner Arbeitskraft hinzuweisen, bedeutet heute, den Wert der eigenen Person herauszustellen, wodurch wir gezwungen sind, unablässig unsere Einzigartigkeit und Individualität zu betonen. Da es keinen Weg gibt, Einzigartigkeit oder Individualität – sofern sie etwas bedeuten sollen – zu beschreiben, wird jeder Beschreibungsversuch zur Behauptung und letztlich zu einer Floskel, die ihren Sender ebenso wenig glücklich macht wie ihren Adressaten, von beiden jedoch im Spiel gehalten werden muss, weil die einzige Alternative im sozialen Abseits besteht. Die heutige Arbeitswelt funktioniert wie eine riesige Onlinepartnerbörse, in der wir uns als ideale Partner zu präsentieren versuchen, um unabhängig davon, wie lange wir unsere Profile pflegen, immer wieder bei Mittelmaß und Austauschbarkeit zu landen. Versucht jemand, seiner Einzigartigkeit Ausdruck zu verleihen, kommt meistens etwas wie Folgendes heraus: »Ich bin aufgeschlossen, humorvoll, klein, braunhaarig, habe braune Augen und bin total verrückt«³⁸

Gerade der Wunsch, anders zu sein als die anderen, seiner Individualität authentischen Ausdruck zu verleihen, führt zu »Uniformität, Standardisierung und Verdinglichung«.³⁹ Die Erfahrung der eigenen Mediokrität genau dort zu machen, wo eigentlich Singularität begehrt wird, ist äußerst schmerzhaft, insbesondere wenn sie von der Ausnahme zur

Regel erhoben wird. Die Omnipräsenz von Lifestyle-Angeboten, über eine Milliarde Facebook-Nutzer,⁴⁰ die Palette heutigen Produktdesigns und die Möglichkeit, bei Verlangen auch die morgendliche Kaffeetasse zu personalisieren, legen davon deutliches Zeugnis ab. Es ist gerade die Zahl und die Verbreitung derartiger Angebote, die deutlich zeigt: Hier stimmt irgendetwas nicht.⁴¹ Vielmehr scheint das immens große Angebot auf ein Bedürfnis hinzuweisen, welches trotz reichhaltigster und originellster Angebote nicht befriedigt werden kann.

In dem Maße, wie wir heute durch die Arbeitsrealität gezwungen sind, uns in eine permanente Inszenierung von Einzigartigkeit zu verwandeln und diese so laut zu betonen und weit zu verbreiten wie nur möglich, sind wir auch verurteilt, immer wieder an diesem Anspruch zu scheitern und die Erfahrung zu machen, das jemand anders »einfach mehr Persönlichkeit« hatte oder sein »Charisma« besser einzusetzen wusste. Und je mehr Einfluss die Welt der Arbeit auf das tägliche Leben hat, desto mehr verstärkt sich diese Erfahrung. Der heutige Kapitalismus wirft uns ins Zentrum des Dilemmas der Subjektivität und nimmt uns jede Möglichkeit, alternative Erfahrungen zu sammeln. Wir werden zu Projekten, niemals abgeschlossen und vor allem niemals gut genug. Das Subjekt unterliegt einer permanenten Dezentrierung, insofern es die geforderte Individualität nicht erfahren kann und ihm wahre Sozialität zunehmend verdächtig erscheint, verwischt sie doch die Grenzen zwischen Selbst und Anderem und droht auf diese Weise, den öffentlichen Auftritt unserer Einzigartigkeit zu untergraben. Das Unzu Hause des Menschen bei sich selbst war lange Zeit eine Realität, mit der sich leben ließ, da sie primär von theoretischer Relevanz war, heute ist es der herrschende Modus des Selbstseins, nicht bei sich selbst, nicht beim Anderen – ein permanentes Scheitern.

Dass die heutigen Gesellschaften immer stärker von Individualismus geprägt sind, gemeinsame Normen verloren gehen und die soziale Struktur sich zusehends einem anomischen Zustand nähert, wird seit langer Zeit diagnostiziert und ist ein immer wieder gerne bemühter Topos, wenn es darum geht, spontane Ausbrüche von Gewalt, Korruption oder anderweitiges deviantes Verhalten zu erklären. Solche kulturpessimistischen Diagnosen erscheinen schnell suspekt, wenn wir ihnen z.B. die Frage entgegenhalten, ob in kapitalistischen Gesellschaften überhaupt gemeinsame Normen existieren können. Das eigentliche Problem liegt eher darin, dass die oben bezeichnete Dynamik eine wesentlich tiefere

Spaltung in die Gesellschaft einführt, als jede Schicht- oder Klassentheorie zu diagnostizieren erlauben würde.

Wenn die Verkäuflichkeit der Arbeitskraft heute mit dem Verkauf von Einzigartigkeit zusammenfällt, verwandelt sich die Gesellschaft in eine Ansammlung von Individuen, deren Ziel vor allem darin besteht, sich möglichst stark voneinander zu unterscheiden, weshalb ihnen jede Form der Gemeinsamkeit als Minderung ihres potentiellen Marktwertes erscheint. Auch wenn dieses Streben nach Individualität leerläuft, um in einen »Konformismus des Andersseins«⁴² zu münden, der letztlich alle wieder zu Gleichen macht, kommt doch eine neue Dynamik ins Spiel. Das Ziel wird zwar verfehlt, das zugrunde liegende Streben jedoch keineswegs aufgegeben, im Gegenteil. Gerade die Unerreichbarkeit des Ziels führt zu stets erneuten Versuchen, sich als einzigartige Person zu präsentieren. Die immens hohe Relevanz des Stils, des Looks oder des Lifestyles legt deutliches Zeugnis von einem Subjekt ab, das zusehends um sich selbst kreist und Stunden mit Selbstmodulation verbringt, um schließlich doch auf sich zurückzufallen und die Erfahrung zu machen, ein Mensch wie alle anderen auch zu sein.

Kritische Infragestellung des entleerten Geschäftigseins, das heute unseren Arbeitsalltag ebenso kennzeichnet wie unser mit ihm zusammenfallendes Privatleben, ist nicht mehr möglich, würde sie doch den eigenen Identitätswurf gefährden und damit alles, worauf sich das heutige Subjekt noch berufen kann, um in der radikalen Kontingenz, die sein Leben (de-)strukturiert, zumindest ansatzweise Sinn erfahren zu können. So bleibt nur, sich weiter auf das Spiel einzulassen, was bedeutet, nicht nur ja zur Leistung mitsamt ihres bereits skizzierten Rattenschwanzes zu sagen, sondern sich an jeder Stelle bereitwillig all jenen Spielen auszusetzen, mit denen sie gemessen und optimiert werden soll. Das heutige Subjekt findet sich nicht nur mit der Zumutung konfrontiert, in einer von Willkür strukturierten sozialen Umgebung zu leben – die eigentliche Zumutung besteht vor allem darin, in Willkür Ordnung (Strukturprinzip) zu erblicken, ihr daraufhin eine eigene Logik (Messbarkeit) zuzusprechen und sich dieser anschließend zu unterwerfen (Evaluation, Assessmentcenter, Intelligenztest usw.).

Leistung ist existentiell an den Begriff der Quantität und damit an die Frage gebunden, wer im Vergleich zu wem wie viel leistet. Wenn Arbeitskraft heute auf Wissen, Intelligenz, sozialer und emotionaler Kompetenz, körperlicher Erscheinung und vielen anderen Faktoren beruht, muss ihre

Leistungsfähigkeit sich ständig durch die Messung des Vermögens all dieser Bereiche beweisen, was vor allem die Entwicklung entsprechender Quantifizierungsverfahren erfordert, denen sich das Subjekt in regelmäßigen Abständen zu unterziehen hat. Viele Bewerbungsverfahren sehen Assessmentcenter und entsprechende Tests vor, durch die sichergestellt werden soll, ob »man wirklich zueinander passt«, wie es ein zur Zeit beliebter Allgemeinplatz formuliert. Unternehmen achten auf die richtige »Pflege« ihres Personals und die meisten Menschen haben gelernt, ihre Vorlieben und Abneigungen als Ressourcen zu betrachten. Dabei stellt sich, wie bereits gezeigt, ein nicht zu überwindendes Problem: Eine wirkliche Messung ist nicht möglich. In welcher Einheit sollte gemessen werden und vor allem, durch Rückgriff auf welches Verfahren?

Gemessen wird natürlich trotzdem und zwar reichlich. Was daraus folgt, lässt sich an einem Beispiel aus der Humankapitaltheorie verdeutlichen. Um der Wissenserosion in der Belegschaft des Unternehmens vorzubeugen, wird z.B. die Zielvereinbarung getroffen, diese durch Weiterbildungen und Schulungen um 50 % zu reduzieren. Das ist mit Sicherheit eine gute Idee, interessant ist jedoch, welche Rechnung diesem Vorhaben korrespondiert. Der Verfall des Wissens würde das Humankapital des Betriebes um 300.000 Euro reduzieren, die geplanten Personalentwicklungsmaßnahmen diesen Verlust immerhin auf 150.000 Euro eindämmen, dabei jedoch nur 50.000 Euro kosten. Damit ist es aber nicht getan, schließlich sind Mitarbeiter nicht automatisch motiviert, nur weil sie auf der Höhe des aktuellen Diskurses ihrer Fachdisziplin sind. Also muss auch hier investiert werden. Das Commitment muss von 1,1 auf 1,3 gesteigert, der Kontext auf 1,1 gehalten und die Retention von 1,3 auf 1,6 erhöht werden. Dies erheischt Ausgaben für Fördergespräche, Work-Life-Balance-Programme und Coaching in Höhe von 200.000 Euro, führt aber zu einer Steigerung des Humankapitalwerts um 600.000 Euro, wodurch sich zusammen mit den Ausgaben im Wissensbereich 250.000 Euro auf der Ausgaben- und 450.000 Euro auf der Einnahmeseite gegenüberstellen, die Firma also ein echtes Schnäppchen gemacht hat.⁴³

Achten wir darauf, was passiert. Veraltetes Wissen wird in Geld, Geld in neues Wissen und dieses wieder in Geld umgerechnet. Werden Emotionen hinzugezogen, wird die Reihe länger und lautet: Frühere Hingabe der Mitarbeiter – Kennzahl vorheriges Commitment – Geld – Maßnahme – Jetzige Hingabe der Mitarbeiter – Kennzahl späteres Commitment – Geld. Da diese Prozesse auf exakt definierten Rechenprozeduren ba-

sieren, erscheinen sie auf den ersten Blick vollkommen rational und tatsächlich pochen im Personalmanagement tätige Menschen nicht selten darauf, Methoden wie Intelligenzmessungen, Assessmentcenter oder Personaldiagnostik seien vor allem Ausdruck von Demokratie, da in mathematische Verfahren im Unterschied zu den Entscheidungen konkreter Menschen keine Faktoren wie Sympathie oder Attraktivität eingehen würden. Doch kann an dieser Stelle eine ganz naive Frage eingeflochten werden. Wie ist es möglich, Wissen in Kennzahlen und schließlich in Geld umzurechnen, um es auf diese Weise entweder mit anderem Wissen oder wie im Beispiel mit gleichfalls umgerechneten Emotionen zu vergleichen. Und ist dies nur mit Blick auf Wissen in Unternehmen möglich oder kann auch die Lektüre von Tolstois »Krieg und Frieden« in Geld ausgedrückt werden?

Es geht an dieser Stelle nicht darum, sich über die Humankapitaltheorie lustig zu machen oder ihr mangelnde Wissenschaftlichkeit vorzuwerfen. Sie macht lediglich, was mit zunehmender kapitalistischer Kommodifizierung mittlerweile selbstverständlich geworden ist. Intelligenz wird als IQ gemessen, Emotionalität als EQ, Bildungserfolge anhand von Notenskalen, wie gut verliebte Menschen zueinander passen in Scores und Umweltzerstörung wahlweise in Euro oder Dollar. In der Soziologie wird dieser Prozess als Kommensuration bezeichnet. Kommensuration reduziert qualitative in quantitative Unterschiede, indem Dinge oder Sachverhalte auf Zahlen zurückgeführt und anhand einer gemeinsamen Maßeinheit gemessen und verglichen werden. Natürlich werden hierzu hoch entwickelte Rechenverfahren benutzt und natürlich sind derartige Techniken bis zu einem gewissen Grad sinnvoll. Allerdings wird die Komplexität realer Verhältnisse durch sie drastisch beschnitten, indem zunächst der Phänomenbereich reduziert und dessen verbleibende Vielschichtigkeit anschließend durch die Ausrichtung anhand eines einzigen Kriteriums beseitigt wird. Auf diese Weise lässt sich etwa das Interesse des Yavapai-Stamms, auch weiterhin auf dem Gelände des ihnen seit vielen Jahren gehörenden Reservats zu leben, mit dem Interesse vergleichen, dort einen Staudamm zu bauen.⁴⁴ Dass bei solchen Rechnungen etwas nicht stimmt, weiß jeder, der nach der Schule wiederholt die Erfahrung gemacht hat, an einem Notendurchschnitt von XY gemessen und mit anderen verglichen zu werden, um anschließend weitere Bildungs- oder Ausbildungschancen entweder eingeräumt oder verwehrt zu bekommen. Kommensuration funktioniert in vielen Fällen nur bei oberflächlicher

Betrachtung. Zwar lässt sich unter entsprechendem Aufwand sicherlich immer ein Rechenmodus finden, der erlaubt, auch noch so verschiedene Dinge durch Bezugnahme auf eine gemeinsame Skalierung zu vergleichen. Doch kann dies weder über den Umstand hinwegtäuschen, dass die gemeinsame Skalierung erst durch die Berechnung entsteht und daher nicht notwendig von gemeinsamen Eigenschaften zeugt und noch weniger über die Sinnlosigkeit der angestellten Vergleiche. An einem Ort zu leben und Strom zu erzeugen, um ihn gewinnbringend zu verkaufen, hat ebenso wenig miteinander gemeinsam, wie die Fähigkeiten der noch mit 25 auf das Losverfahren im Studiengang Publizistik hoffenden Kirsten Wonnegruber mit ihrem Abiturdurchschnitt von 2,4.

Alltagssprachlich gibt es hierfür die Redensart »Äpfel mit Birnen vergleichen«, philosophisch betrachtet ist es ein Kategorienfehler. Der Begriff zieht sich seit Aristoteles durch die abendländische Philosophie und wurde in der Moderne vor allem durch den englischen Philosophen Gilbert Ryle geprägt. Ein Kategorienfehler liegt ihm zufolge vor, wenn Dinge, die einer bestimmten Kategorie angehören, dargestellt werden, als würden sie zu einer anderen Kategorie gehören und dadurch grob verfälscht werden. Ryle veranschaulicht dies an zahlreichen Beispielen. Ein Besucher wünscht die örtliche Universität zu besuchen. Er wird von seinem Gastgeber über den Campus geführt, sieht die Studienberatung, die Verwaltungsgebäude, die Bibliothek und sämtliche Hörsäle. Am Schluss fragt er: »Schön und gut, aber wo ist die Universität?«. Diese Frage setzt Gebäude mit Institutionen gleich und beruht damit auf einem schwerwiegenden Kategorienfehler.⁴⁵ Sie ist Blödsinn, weil grundlegende Regeln der Rationalität verletzt werden. Kommensuration erhebt den Kategorienfehler zum Prinzip, indem sie über den Umweg einer dritten Ebene zwei qualitativ verschiedene Dinge vergleicht, um daraus politische und ökonomische Handlungsstrategien abzuleiten.

Der springende Punkt liegt weniger in der formallogisch zwar richtigen, lebenspraktisch jedoch redundanten Feststellung, Kommensuration sei streng betrachtet unlogisch. Was es zu beachten gilt, ist auf welchem Gebiet sie angewendet wird und was dies für Konsequenzen zeitigt. Dass ein aktuelles Musikalbum und ein guter Rotwein beide um die 10 Euro kosten, ist sicherlich nichts Schlechtes. Niemand würde behaupten, es sei dasselbe, Musik zu hören oder sich gepflegt zu betrinken, schließlich kann eins das andere nicht ersetzen. Im Falle von Leistungsmessungen verhält es sich jedoch gänzlich anders. Was hier der Messung unterzogen

wird, sind zentrale Eigenschaften von Menschen, die ausschlaggebend für ihre Identität sind, wenn nicht gar das Individuum selbst geprüft wird, wie es z.B. in der Eignungsdiagnostik geschieht. Wer heute derartigen Verfahren unterzogen wird, macht die Erfahrung, von einer Persönlichkeit in einen numerischen Wert verwandelt zu werden, der anschließend gegen neue Optionen auf Identität eingetauscht werden kann, z.B. ein Durchschnitt von 1,0 gegen ein Studium der Medizin. Dass es sich dabei um einen durch Techniker der Kommensuration übertünchten Kategorienfehler handelt, wird an dieser Stelle hoch relevant. Das getestete, gemessene, und abschließend beurteilte Individuum macht zwei Erfahrungen zugleich. Zum einen wird seine Identität mit einem numerischen Wert gleichgesetzt und zwar anhand eines exakt definierten Verfahrens entlang streng rationaler Kriterien. Zum anderen produziert gerade dieses Verfahren einen Kategorienfehler, der vom Objekt dieser Prozeduren mindestens als dumpfes Unbehagen empfunden wird. Was auf diese Weise entsteht, ist ein double-bind, der für das moderne Individuum alternativlos ist. Da Verfahren zur Leistungsmessung heute einen wesentlichen Beitrag zur Identitätsfindung darstellen und sei es nur über das unentwegte Schätzen, wer wie viel arbeitet, beiträgt, sich anstrengt usw., kann das Ergebnis nicht einfach zurückgewiesen werden. Vielmehr ist es eine zentrale Komponente der Identität des heutigen Individuums, wenn es diese nicht gar zur Gänze definiert. Aufgrund der vordergründigen Rationalität des zugrunde liegenden Verfahrens ist es äußerst schwer, Widerspruch zu formulieren, während zugleich deutlich spürbar ist, wie weit die Ergebnisse an ihrem scheinbaren Gegenstand vorbeischießen. Die durch Leistungsmessungen und die zugehörigen Optimierungstechniken hervorgebrachte Identität ist dadurch zwischen vollkommen neutraler Rationalität und reinem Unsinn zerrissen. Was auf diese Weise in unserer aufgeklärten Kultur entsteht, ist ein Individuum, das seine Rationalität nur noch simulieren kann, indem es immer komplexere Verfahren ihrer Inszenierung entwickelt, ohne dass eine reale Grundlage bestünde, die als Bezug und Korrektiv dienen könnte, wodurch in letzter Konsequenz Falsifikation unmöglich und Blödsinn omnipräsent wird.

Der in Verfahren der Leistungsmessung investierte Aufwand nährt den Glauben des Individuums. Auf den ersten Blick könnte hier simple Ideologie gemäß dem guten alten Schema von Basis und Überbau vermutet werden. Die Menschen werden zum Glauben an die Leistungsgesell-

schaft erzogen, indem deren Prinzipien allerorten mit großem Aufwand in Szene gesetzt und als allein seligmachend angepriesen werden (vom Assessment über Partnerbörsen bis zur Castingshow). So glaubt jeder, seines Glückes Schmied zu sein und erblickt in Erfolg wie Misserfolg das Resultat seiner individuellen Anstrengungen, anstatt unbequeme Fragen an die Gesellschaft zu richten, geschweige denn nach Verantwortlichen zu suchen. Das Resultat sind – mit Marie von Ebner-Eschenbach gesprochen – glückliche Sklaven, die an Freiheit nicht sonderlich interessiert sind.

Eine solche Interpretation wirkt auf den ersten Blick bestechend. Auf der einen Seite die von den Mächtigen verdummte Masse, auf der anderen einige kritische Intellektuelle, die den Betrug durchschaut haben und sich nun wahlweise als Elite oder – »linker« formuliert – Avantgarde fühlen. Eine solche Sicht ist nicht nur arrogant, weil sie der Bevölkerung schlichtweg die Fähigkeit abspricht, ihre Lebensrealität kritisch zu reflektieren, sie ist auch epistemologisch bedenklich, da sie die Frage offen lässt, wie es den kritischen Intellektuellen im Gegensatz zur sonstigen Bevölkerung gelingt, sich dem Netz der Ideologie zu entziehen, um einen unverstellten Blick auf die Wahrheit zu werfen.

Was in den oben beschriebenen Mechanismen auf dem Spiel steht, ist weniger die Verdeckung einer unschönen Wahrheit als die Nahrung eines Glaubens. Seit Max Weber gilt der Kapitalismus als eine Gesellschaft, die mit überkommenem Aberglauben aufräumt und auf diese Weise die radikale »Entzauberung der Welt« durchsetzt.⁴⁶ Das Gefühl, den Glauben verloren zu haben, und dadurch weniger aufgeklärt als frustriert geworden zu sein, beschleicht die westliche Gesellschaft bereits seit langem. Schon in Schillers Gedicht »Die Götter Griechenlands«, das die Folgewirkungen des Übergangs vom griechischen Poly- zum christlichen Monotheismus beklagt, heißt es:

»Ja, sie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebensströme,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.«⁴⁷

Der Gedanke hinter dieser auch heute häufig geäußerten Kritik an der Moderne ist folgender: Mit dem Kapitalismus setzt sich ein kalter Rationalismus durch, der Stück für Stück von der Welt Besitz ergreift, bis wir schließlich alle glauben, nichts sei in der Lage, sich wissenschaftlicher Er-

klärung zu entziehen. Dies führt für den modernen Menschen zu einem radikalen Verlust, der durch die heutige Gesellschaft nicht kompensiert werden kann. Das Resultat besteht in der von Schiller so anschaulich beschriebenen farblosen, hässlichen Realität, in der nichts mehr zirkuliert als kalte Diskursivität, was die Leute in die Arme von Sektenführern und Esoterikern treibt.

Es stellt sich jedoch die Frage, ob dieser Gedankengang auch im aktuellen Stadium des Kapitalismus noch aufrecht erhalten werden kann. Was durch die allgegenwärtigen Diskurse über den Markt, die Personalentwicklung, den Aktienindex, staatliche Interventionen und vieles mehr vor allem geschürt wird, ist eine neue Art des Mystizismus. Die Gesellschaft ist diesem neuen Glauben zufolge heute so komplex, dass ihre Mechanismen sich verselbständigt haben und nur noch über unzureichend planbare Handlungsstrategien zu beeinflussen sind, deren Ziele allenfalls grob bestimmt, niemals jedoch exakt koordiniert werden können. Der springende Punkt an dieser Stelle ist nicht die Verselbständigung der Strukturen, die als vermeintlich objektive Sachverhalte wiederkehren (das ist ein alter Hut und heißt Verdinglichung), um anschließend Bezugspunkt all jener Reden von der Alternativlosigkeit der Verhältnisse zu sein, mit denen die heutige Politik ihre Selbstabschaffung betreibt. Vielmehr ist es der Glaube an eine Instanz, die zwar nicht benannt oder lokalisiert werden kann, doch Adressat all unserer ökonomischen Interventionsstrategien ist und selbige mal erhört, mal schmählich ignoriert. Wer heute durch diverse Verfahren von Beratung bis Lachyoga seine »Employability« zu erhöhen versucht, macht dies nicht nur in der Hoffnung, von einem imaginären Gegenüber als attraktiver potentieller Mitarbeiter wahrgenommen zu werden (was normal ist); vor allem glaubt er daran, die hierbei zu beachtenden Spielregeln seien in ihrer Komplexität unüberschaubar und Spiegelbild einer hoch differenzierten, fragmentierten und widersprüchlichen Gesellschaft. Die Gesellschaft wird infolgedessen als ebenso mystisch erfahren wie die polytheistische Götterwelt der Griechen bei Schiller. Von einer Entzauberung der Welt kann im modernen Kapitalismus keinesfalls die Rede sein und der Leistungsdiskurs mit all seinen Suggestionen hat daran wesentlichen Anteil.

Die Komplexität der heutigen Gesellschaft soll an dieser Stelle nicht in Abrede gestellt werden, doch kommt sie im Wesentlichen durch unendliche Variationen auf ein im Grunde banales Schema zustande. Leistung wird – wie weiter oben gezeigt – vor allem als Arbeit pro Zeiteinheit

verstanden. Dies ergibt in einer Dienstleistungsgesellschaft nicht den geringsten Sinn, weshalb die Formel Leistung gleich Arbeit durch Zeit meistens auf die einfache Forderung reduziert wird, sich anzustrengen. Hier beginnt vordergründig betrachtet die Produktion von Komplexität, da mit dem Imperativ, sich anzustrengen, keinerlei verbindliche Aussage verknüpft ist, wie diese Anstrengung aussehen muss, um zum Erfolg zu führen. Anstrengung nimmt aus diesem Grund unendlich viele Formen an, die sich sämtlich darin gleichen, ziellose Anrufungen der mystischen Autorität des Marktes zu sein, denen im Gegenzug entsprechende Angebote in Form von Coachings, Beratungen oder Bewerbungstrainings korrespondieren, um dadurch genau jene Komplexität hervorzubringen, die wir heute alle staunend bewundern.

Näher betrachtet zerfällt diese Unübersichtlichkeit jedoch sehr schnell. Die Formel Leistung gleich Arbeit pro Zeiteinheit geht aus Sicht jedes kleinen wie großen Kapitalisten an der Sache vorbei. Einfach ausgedrückt verhält sich die Sache wie folgt: Am Ende einer zur rechnerischen Betrachtung angesetzten Zeit (Monat, Quartal, Jahr) gibt es genau eine interessante Frage: Wurde Profit erwirtschaftet und wenn ja wieviel? Ob die komplette Belegschaft »Hurra!« schreit oder laut murrend mit dem Fuß stampft, wenn Überstunden zu machen sind, hat mit dieser Frage nicht sonderlich viel zu tun. Ausschlaggebend ist das Verhältnis von Kosten und Erlös, welches vor allem durch die Höhe der Löhne, die Kosten der Produktionsmittel und Rohstoffe sowie den Marktpreis der produzierten Waren bestimmt wird. Die Frage, wie sehr die Belegschaft sich anstrengt, ist nur eine unter vielen und wie die Humankapitaltheorie gezeigt hat, von gänzlich anderen Faktoren abhängig als der individuellen Bereitschaft des Einzelnen. Damit fällt die ganze Komplexität der heutigen Gesellschaft in einer kleinen simplen Formel zusammen, die Marx vor fast 150 Jahren bereits in »Das Kapital« formulierte:

$$p = \frac{m}{C} = \frac{m}{c + v}$$

Der Profit ist gleich dem Mehrwert geteilt durch das eingesetzte Kapital, welches sich aus menschlicher Arbeitskraft (Humankapital) und konstantem Kapital (Maschinen, Gebäude, Rohstoffe) zusammensetzt. Zur Steigerung des Profits hält die Formel bei konstanten Marktpreisen vor allem drei Stellschrauben bereit: Verlängerung der Arbeitszeit, Reduzierung

des Lohns und Intensivierung der Produktion durch Einführung entsprechender Produktionstechniken. Dass es so einfach ist und sich hinter der ganzen Leistungshysterie nicht mehr versteckt als eine kleine einfache Formel, ist eine radikale Entmystifizierung der modernen Gesellschaft, die für das moderne Subjekt schwer zu verdauen ist. Da unterwirft es sich detaillierten Analysen seiner Stärken und Schwächen, feilt in teuer bezahlten Kursen an Kompetenzen und Skills, beugt seiner Wissenserosion durch lebenslanges Lernen vor, aktualisiert regelmäßig seine Onlineprofile und das für eine Gleichung, die sich in drei Buchstaben ausdrücken lässt und all seine persönlichen Mühe der simplen Frage nach dem Profit gegenüberstellt. Das Ergebnis besteht in einer merkwürdig zerrissenen Alltagserfahrung. Auf der einen Seite ist das Leben kaum überschaubar, auf der anderen von einer schon jenseits der Langeweile liegenden Banalität.

ERSTE RISSE DER IDEOLOGIE

Der Begriff Leistung ist analytisch betrachtet von existentiellen Widersprüchen zerrissenen und bringt für Individuum und Gesellschaft fatale Konsequenzen mit sich. Damit stellt sich die Frage, warum die Diskussion um die Leistungsgesellschaft sich so hartnäckig in der Öffentlichkeit halten kann und Leistung bei Kritikern und Befürwortern noch immer einhellig als Dreh- und Angelpunkt des Sozialen gilt. Mit Freud betrachtet wäre dies die Frage nach dem Krankheitsgewinn.

Beim Betrachten einer Zeitung oder Nachrichtensendung entsteht ein gänzlich anderes Bild als das bislang gezeichnete. Die heute verbreitete Geschichte ist bekannt. Wenn sich alle anstrengen, führt dies zu höheren wirtschaftlichen Gewinnen, wodurch größere Reinvestitionen getätigt werden können, die ein steigendes Wirtschaftswachstum hervorbringen, damit ein Wachstum an Arbeitsplätzen, was schließlich zu steigendem gesellschaftlichen Wohlstand führt, da mehr Menschen in Lohn und Brot sind, deren höhere Verdienste wiederum steigenden Konsum bedeuten. Von dieser Geschichte gibt es natürlich tausende Varianten. Die schwer auf der Tasche der Gesellschaft liegenden Hartz-IV-Empfänger, die Verschiebung des Renteneintrittsalters oder Frühförderung in der Kita – das Thema ist unter dem Strich immer dasselbe. Leistung zahlt sich aus, viel-

leicht nicht sofort und für jeden, doch immerhin unter dem Strich, was im Anschluss allen zugute kommt.

Die Gesellschaft ist in dieser Narration vielleicht manchmal ungerecht, erkennt Leistung nicht ausreichend an und muss fortwährend durch politische Interventionen korrigiert werden, um nicht in eine intolerable Schieflage zu geraten, doch ist sie vor allem ein gemeinsames Projekt. Diese kleine humanistische Einspritzung in die verbreitete Narration von der Leistungsgesellschaft schafft ein Gemeinschaftsgefühl, das sich in eine positive und eine negative Komponente aufspaltet, die komplementär ineinander greifen. Einerseits sind wir alle für das Gelingen dieser Gesellschaft verantwortlich, ein bisschen, als wären wir im Refrain der Achtzigerjahre Band Geiersturzflug hängengeblieben, die sang: »Ja, ja, ja jetzt wird wieder in die Hände gespußt. Wir steigern das Bruttosozialprodukt«. Dass dies Blödsinn ist und nicht Garant gesellschaftlicher Gerechtigkeit, ist den meisten Menschen klar, weshalb an dieser Stelle die negative Komponente des Gemeinschaftsgefühls ins Spiel kommt. Die Lage ist schlecht, die Arbeitswelt unfair und an jeder Ecke stopfen sich gierige Banker die Taschen voll, doch wir sitzen alle in einem Boot. Da es zugleich keine Alternative gibt, bleibt nichts anderes, als weiterzumachen, den Gürtel noch enger zu schnallen und sich noch mehr anzustrengen. Dies mündet in einen interessanten Widerspruch. Zwar gefällt die heutige Gesellschaft kaum noch jemandem, doch wenn wir sie verbessern oder in einer anderen leben wollen, müssen wir mit noch größerem Einsatz machen, was wir immer schon gemacht haben – mehr vom Selben.

Diese Erzählung stellt heute nur noch eine notdürftige Überbrückung der kognitiven Dissonanz dar, die viele verspüren, wenn sie sich bei der Arbeit oder dem Arbeitsamt aufreiben, ohne dafür etwas zurück zu bekommen. Wenn Ideologie – mit Eva Illouz betrachtet – Menschen dazu bringt, »mit Vergnügen im Inneren von Widersprüchen«⁴⁸ zu leben, kann mit Blick auf die heutige Gesellschaft ein progressives Versagen der Ideologie diagnostiziert werden, hinter der etwas sehr viel unfreundlicheres aufleuchtet, als die allerorten beklagte Leistungsgesellschaft.

Das sich heute nahezu alle Parteien, Staaten und Organisationen an häufig unter dem Label Neoliberalismus zusammengefassten wirtschaftstheoretischen Grundsätzen orientieren, ist eine allgemein bekannte Tatsache. Gemeint ist mit Neoliberalismus vor allem eine Wirtschaftspolitik, die auf Deregulierung der Märkte, Senkung der Sozialausgaben und

Privatisierungen setzt, wobei die Aufgaben des Staates (Interventionen in die Wirtschaft ja oder nein) zwischen den Theorieschulen umstritten sind. An dieser Stelle soll nicht die »neoliberale« Theoriebildung kritisiert werden. Dies ist andernorts bereits vielfach geschehen, wenn auch häufig Theorie und Praxis verwechselt werden.

Dass Erfrischende an Wirtschaftstheoretikern ist vor allem ihre Ehrlichkeit. So wie Adam Smith 1776 in seinem Werk »Der Wohlstand der Nationen« freimütig einräumte, die Arbeiter würden durch die mit industrieller Produktion verbundene Routine stumpfsinnig und moralisch korrumpiert,⁴⁹ findet auch Friedrich Hayek – einer der wesentlichen Exponenten des »Neoliberalismus« – deutliche Worte mit Blick auf die heutige Zeit.

»Es sollte freimütig zugegeben werden, daß die Marktordnung keinen engen Zusammenhang zwischen subjektivem Verdienst oder individuellen Bedürfnissen und Belohnungen zustande bringt. Sie arbeitet nach dem Prinzip eines Spiels, in dem Geschicklichkeit und Chancen kombiniert werden und bei dem das Endergebnis für jeden einzelnen genausogut von völlig außerhalb seiner Kontrolle liegenden Umständen abhängen kann wie von seiner Geschicklichkeit oder Anstrengung. Jeder wird nach dem Wert entlohnt, den seine speziellen Leistungen für diejenigen haben, denen er sie darbringt. Und dieser Wert steht in keiner notwendigen Beziehung zu dem, was wir füglich sein Verdienst nennen können, und erst recht nicht zu seinen Bedürfnissen.«⁵⁰

Diese Worte überbieten in ihrer Deutlichkeit den Großteil dessen, was sich heute linke Kritik nennt und bringen die Sache auf den Punkt. Was unter der brüchig werdenden Ideologie erscheint, ist genau jene vom Zufall geprägte Gesellschaft, deren Konturen Hayek mit so gewandten Worten umreißt. Die Passage weist Parallelen zu dem auf, was im vorherigen Kapitel als Konsequenz des logischen Zusammenbruchs von Leistung und Leistungsgesellschaft ausgeführt wurde, indem sie vor allem die radikale Kontingenz betont, von der die heutige Gesellschaft durchzogen ist. Das Individuum kann nichts anderes tun, als sich an mystische Autoritäten zu wenden, deren Funktionieren es nicht durchschaut und deren Existenz nicht einmal sicher ist.

Dass sich die Menschen an jeden ideologischen Strohalm klammern, um nicht in dieser vom Zufall gesteuerten Gesellschaft leben zu müssen und den Fatalismus des In-Einem-Boot-Sitzens vorziehen, ist

nicht verwunderlich. Für jeden ist es wichtig, eine zusammenhängende Geschichte über sich selbst erzählen zu können, um die Erfahrung einer kohärenten Identität zu machen. Wo eine solche Narration nicht möglich ist, wird das Ich als fragmentiert und der Außenwelt gegenüber ohnmächtig erfahren.⁵¹ Eine Gesellschaft wie die von Hayek beschriebene ermöglicht die Erfahrung von Kohärenz nur sehr bedingt. Wenn der Bildungsabschluss keine Verbindung zum Beruf und dieser keine zur sozialen Stellung im Alter aufweist, wird die Biographie brüchig und von Rissen durchzogen, die das Subjekt narrativ nur noch durch Selbstbetrug schließen kann, wodurch Verdrängung und Unaufrichtigkeit seine wichtigsten Begleiter werden. Von der Gesellschaft Hayeks geht ein kalter Schrecken aus, insofern ihr ebenso jede verbindliche Ordnung des Zusammenlebens wie auch jeder Angelpunkt für die Bildung kohärenter Identität fehlt, wodurch Individuum und Gemeinschaft gleicherweise auf der Strecke bleiben.

Es stellt sich jedoch die Frage, ob nicht auch diese »Kritik« – für Hayek handelte es sich um eine nüchterne Beschreibung des Status quo – ihren Gegenstand verfehlt. In der sozialen Ordnung Hayeks geht es zu wie in einem Kasino, einige haben Glück, andere verlieren. Ob eine solche Ordnung langfristig bestehen kann, hängt davon ab, wie sich Gewinner und Verlierer proportional zueinander verhalten und welche Strategien die Gewinner einsetzen, um den Verlierern zu suggerieren, es wäre jederzeit möglich, die Seiten zu wechseln, solange sie im Spiel blieben. Sofern sich das Spiel auf symbolischer Ebene angemessen präsentiert, ist niemand jemals ganz raus und alle können immer wieder neue Chancen ergreifen, die zumindest subjektiv zur Hoffnung berechtigen. In der Ordnung Hayeks gibt es also durchaus auch Licht, insofern der Zufall als unparteiische Instanz regiert, die sich zugunsten eines jeden auswirken kann. Das Leben in einer solchen Gesellschaft kann durchaus Spaß machen, sofern die Chancen gleichmäßig verteilt sind und die notwendigerweise entstehenden Hierarchien zwischen Gewinnern und Verlieren dynamisch bleiben.

Die Rede von der Leistungsgesellschaft hätte in der Gesellschaft Hayeks vor allem die ideologische Funktion, den Menschen zu suggerieren, jeder könne es schaffen, solange er nicht aufgibt oder – wie es heute heißt – weiter seinen Traum lebt. Wer auf der Strecke bleibt ist selber schuld, wer es zu etwas bringt, hat entweder Glück gehabt oder Beharrlichkeit bewiesen – ein Denken, das gesellschaftliche Probleme in eine Vielzahl in-

dividueller Verantwortlichkeiten auflöst und in idealer Weise die Stabilität des Gesamtsystems garantiert, indem es dessen Gestalt verdeckt und der Kritik entzieht. Die meisten Kritiken der Leistungsgesellschaft variieren diese ideologiekritische Denkfigur, stoßen dabei jedoch auf ein Problem.

Wie zuvor formuliert, ist die Ideologie heute fadenscheiniger denn je. Das Leistung sich lohnt glaubt nicht einmal die FDP, schließlich zog sie mit dem Slogan ins Feld, sie müsse sich wieder lohnen. Wenn sogar die herrschenden Parteien sich darin einig sind, wir lebten nicht in einer Leistungsgesellschaft, ist kaum zu vermuten, irgendjemand würde diese Meinung heute noch ernsthaft vertreten. Auf den ersten Blick ist die Gesellschaft damit in der Realität angekommen. Wir leben in einem riesigen Kasino. Um dies zu unterbinden, muss vor allem das strukturierende Prinzip Leistung wieder zur Geltung gebracht werden, um der Gerechtigkeit zu größerem Recht zu verhelfen. Die heutige Realität muss um ein neues Ideal (Leistung) ergänzt werden, um sich menschlich weiterzuentwickeln und den Menschen auch weiterhin ein befriedigendes Leben zu ermöglichen.

Was aber wäre, wenn sich der Kapitalismus Hayeks selbst als Ideologie herausstellte? Was, wenn sogar das Kasino als Reich des Zufalls sich gegenüber der Dynamik des Kapitalismus als äußerst angenehmer Ort herausstellt, da immerhin eine gewisse Chance auf Glück besteht? Und welche Funktion könnte Leistung in einem solchen Universum haben? Um diese Fragen zu beantworten ist es notwendig, einen etwas eingehenderen Blick auf die Frage zu werfen, was die heute so viel beklagte Ökonomisierung der Gesellschaft wirklich bedeutet und worin die Möglichkeitsbedingungen des Leistungsdiskurses zu suchen sind.